

“Goldrausch im Blut” von Ralph Pape

Impressum

Ralph Pape

Obere Dorfstr.38

34355 Staufenberg

E-Mail: lonestar55@r-online.de

© 2026 Ralph Pape

Dieses Werk wurde vom Autor persönlich geschrieben

Das Titelbild wurde von einem Coverdesigner mit Hilfe von KI
erstellt





1. Kapitel Vorwort

Als begeisterter Outdoor-Fan war ich schon immer gerne draußen in der freien Natur.

Schon als Jugendlicher machte mir das Campen großen Spaß – am liebsten natürlich ganz wild, irgendwo auf einer Wiese oder mitten im Wald. Dass das hierzulande nicht überall erlaubt ist, tat der Freude keinen Abbruch.

Später engagierte ich mich in Westernvereinen und war im Reitsport aktiv. Bis mich ein Freund schließlich überredete, auch mal das Kanufahren auszuprobieren. Naja – bis dahin hatte ich mit Wasser wenig am Hut. Schon gar nicht mit dem Gedanken, darin herumzupaddeln. Aber was soll's? »Man muss alles mal probiert haben«, sagte ich mir.

Und so begann meine erste Kanutour auf einem Flüsschen in Nordhessen. Und siehe da – es ging doch! Es machte sogar richtig Spaß. In den folgenden Jahren unternahmen wir immer öfter solche Wasserwanderungen. Die Touren wurden länger, und so mancher Urlaub führte meinen Freund und mich auf Seen und Flüsse hinaus.

Die Mecklenburgische Seenplatte wurde uns ebenso vertraut wie der Spreewald und viele andere schöne Orte. Hauptsache draußen – das war mir wichtig. Zwischendurch machten wir auch ausgedehnte Wanderungen.

Bis zu jenem Tag, an dem uns das Schicksal nach Kanada verschlug. Dort erlebten wir zum ersten Mal wirkliche Wildnis. Da wir gemeinsame Freunde hatten, die nach British Columbia ausgewandert waren, hatten wir auch gleich einen Anlaufpunkt für unsere Exkursionen.

Bald nach dem ersten längeren Urlaub folgten weitere Reisen, die uns bis in den Yukon und nach Südost-Alaska führten. Diese Erlebnisse beeindruckten mich so sehr, dass Kanada zu meinem ganz persönlichen Traumland wurde.

Und so habe ich mich entschlossen, diese Reiseerzählung zu veröffentlichen – um anderen Menschen dieses herrliche Land, seine Menschen und die grandiose Natur näherzubringen.



2.Kapitel Auf nach Kanada

Ein langer Flug bis Calgary, in der Provinz Alberta.

Müde und erschöpft, aber doch irgendwie glücklich, gingen wir zu Hertz, um unseren Leihwagen abzuholen.

Unsere erste Reise durch Kanada konnte beginnen.

Zu dritt fuhren wir erst mal in die Innenstadt von Calgary, um uns ein wenig umzusehen und unseren Durst zu stillen. Drei Freunde auf dem Weg, das Abenteuer zu suchen.

Noch wussten wir nicht, dass wir wenige Tage später nur noch zu zweit sein würden.

Wir saßen in einem Pub und ließen uns das kühle Bier schmecken. Anschließend schlenderten wir ein wenig durch die Stadt und wollten auch auf den Calgary Tower. Doch der hatte geschlossen – aus welchen Gründen auch immer.

Na ja, lange wollten wir ohnehin nicht in der Stadt bleiben. Wir suchten ja die Einsamkeit und die Natur.

Also fuhren wir los – in Richtung der Rockys. Unser Ziel war es, in ein paar Tagen nach British Columbia zu unseren Freunden Manfred und Brigitte zu kommen, die in der Nähe von Tatla Lake eine Guestranch betrieben.

Bei Cochrane, ein paar Kilometer westlich von Calgary, suchten wir uns den ersten Campground und bauten unsere Zelte auf, bevor es langsam Abend wurde.

Müde lagen wir bald in unseren Schlafsäcken und schnarchten unserer ersten Nacht auf kanadischem Boden entgegen.

Am nächsten Morgen standen wir früh auf, denn wir wollten noch ein gutes Stück fahren an diesem Tag.

Staunend genossen wir unterwegs die grandiose Landschaft. Der endlose Highway führte uns direkt durch die Rocky Mountains.

Der Lake Louise beeindruckte uns genauso wie die unbeschreiblichen Landschaften der Yoho- und Jasper-Nationalparks.

Am späten Nachmittag schlugen wir unsere Zelte am Mosquito Lake auf.

Besser gesagt – wir schlugen gar keine Zelte auf, sondern machten es uns in der Gemeinschaftshütte des Campingplatzes gemütlich. Es nieselte nämlich vor sich hin, und wir hatten keine Lust, unsere Zelte aufzubauen, nur um sie am nächsten Morgen wieder nass einpacken zu müssen.

Jürgen und ich störten uns nicht daran. Wir hatten schon oft – nur mit Schlafsack – draußen in der Natur übernachtet. Doch unser Freund Bernd fand das alles nicht besonders Spaßig. Er fing schon langsam an zu nörgeln. Wir amüsierten uns darüber und dachten, das würde sich schon legen. Bernd war einfach kein Typ, der sich schnell auf neue Situationen einstellen konnte – und wahrscheinlich auch nicht unbedingt wollte.

Also feuerten wir den Yukon-Ofen an und machten uns erst einmal über unsere Steaks her.

Hunger hatten wir ständig. Das merkten wir in den kommenden Wochen immer wieder. Draußen in der Natur, bei frischer Luft und ständiger Bewegung, braucht der Körper eben viele Kalorien.

Das Wetter besserte sich keinen Deut, also verbrachten wir den Abend in guter Laune – mit den mitgebrachten geistigen Wässerchen – und wurden dabei immer fröhlicher.

Nur unser Bernd nicht. Der knurrte und nörgelte vor sich hin. Ihm passte das Wetter nicht, er konnte nicht schlafen – und hatte augenscheinlich auch Heimweh.

Na dann Prost! Das konnte ja heiter werden, wenn er jetzt schon Weib und Kind vermisste. Dabei waren wir noch nicht mal annähernd in der wirklichen Wildnis.

Jürgen und ich jedenfalls genossen den Abend und die herrliche Landschaft, die zwar in Regenwolken gehüllt war – doch es war kanadischer Regen und kanadische Wolken. Und auch die Berge waren kanadisch. Was wollten wir denn mehr?

Den nächsten Tag vergesse ich bis heute nicht. Wir fuhren fröhlich in Richtung Jasper. Ich saß vorne neben Jürgen, der diesmal den Wagen fuhr, und filmte mit der Videokamera die unbeschreibliche Landschaft. Da hörte ich von hinten ein leises Schluchzen. Erst dachte ich, Bernd schnäuzt sich die Nase. Als ich mich umdrehte, sah ich, dass er wahrhaftig Tränen in den Augen hatte.

Verwundert sah ich Jürgen an. Der blickte betroffen, denn auch er hatte es bemerkt. Wir fragten Bernd, was denn los sei.

Seufzend antwortete er, er habe sich wohl zu viel vorgenommen. Er sei einfach nicht der Kerl für so etwas wie Wildnis und Einsamkeit – und außerdem habe er furchtbares Heimweh. Und Zahnschmerzen plagten ihn auch.

So etwas war mir noch nicht untergekommen: Ein gestandener Mann saß da wie ein Häufchen Elend – und weinte.

Ich gestehe ja, dass auch ich schon geweint hatte. Das war, als wir endlich in Kanada landeten und mir bewusst wurde, dass wir tatsächlich hier waren. Diese Erkenntnis ließ meine Gefühle überschäumen und trieb mir Tränen in die Augen.

Na ja – jedenfalls fuhren wir langsam Jasper entgegen. Zwar etwas bedrückt wegen Bernds Gejammer, doch ich war übergücklich, hier zu sein. Und das wollte ich mir auch nicht kaputtmachen lassen.

Also trösteten wir unseren Freund und meinten, wenn wir erst auf der Guest Ranch bei unseren Freunden wären, sehe die Welt schon ganz anders aus.

Doch Bernd ließ sich nicht beruhigen – und wollte unter allen Umständen wieder heim.

Aber wie? Er konnte sich ja nicht einfach ins Auto setzen und mal eben schnell nach Hause fahren. Wir waren 9000 Kilometer von der Heimat entfernt!

Doch da kannten wir unseren Bernd schlecht. Wenn der etwas wollte, dann tat er es auch – auf Teufel komm raus.

Und all unsere Überredungskünste halfen nichts. Also hielten wir vor einer Polizeistation der RCMP – der Royal Canadian Mounted Police – in Jasper. Und Bernd verschwand darin.

Grinsend und kopfschüttelnd sahen Jürgen und ich uns an. Wir konnten kaum glauben, was gerade geschah.

Wenig später kam Bernd aus dem Polizeigebäude zurück und erklärte, dass es dort eine Autovermietung gäbe. Er wolle sich einen Wagen mieten und nach Edmonton, der Hauptstadt Albertas, fahren. Die Polizei habe mit der deutschen Botschaft Kontakt aufgenommen, die ihm einen Heimflug ermöglicht habe.

Eilig mietete er den Leihwagen, nahm nur das Nötigste aus unserem Fahrzeug heraus und entschuldigte sich unzählige Male bei uns, dass er wegen seiner Probleme den Urlaub nicht verderben wolle. Dann gab es ein kurzes Händeschütteln, ein letztes Schulterklopfen — und in einer Staubwolke verschwand er aus unserem erstaunten Blickfeld. Es war wie eine Flucht.

Tja — drei Tage Kanada-Urlaub, das hat schon was!

Auf unserem weiteren Weg dachten Jürgen und ich schweigend über die Ereignisse nach.

Wir waren total überrascht von Bernds Entscheidung. Meine Gefühle waren durcheinander.

Vielleicht war es besser so. Das, was uns noch bevorstand, hätte er auf keinen Fall durchgestanden.

Solche Abenteuer sind nicht für jeden. Ein fernes, fremdes Land, Einsamkeit und Wildnis — das verlangt eine gehörige Portion Abenteuerlust und die Bereitschaft, Risiken einzuschätzen und anzunehmen.

Jürgen und ich waren damals eingefleischte Junggesellen, was das Reisen deutlich erleichterte. Wir mussten keine Rücksicht nehmen, waren frei und ungebunden.

So leid es uns tat: Theorie und Praxis sind zwei verschiedene Dinge. Bernd war nun mal kein Mensch, der lange in der Einsamkeit aushielt — ohne Dusche, ohne fließendes Wasser, ohne Strom und ohne Telefon.

Aber wir mussten darüber hinwegkommen. Für uns beide wartete das Abenteuer.

So ging es für uns weiter in Richtung British Columbia, immer entlang des Highway 24 in Richtung Clearwater.

Vorbei an eindrucksvollen Landschaften, die uns immer wieder ein „Aah“ und „Wow“ entlockten.

Tief beeindruckt ließen wir Bernds Verschwinden hinter uns.

Schon bald verließen wir die Rocky Mountains und erreichten das Gebiet des Wells Gray Provincial Park.

Hier in Clearwater mieteten wir uns eine kleine Cabin – ein typisch kanadisches Blockhaus, das man mit zwei, vier oder auch sechs Personen bewohnen konnte. Es war gemütlich, aber einfach ausgestattet. Zwei Etagenbetten, eine Dusche und eine Kochgelegenheit reichten uns vollkommen aus, um zwei Nächte hier zu verbringen.

Denn wir wollten am nächsten Tag in den Wells Gray Park, um einen der schönsten Wasserfälle der Region zu besuchen: den Helmcken Fall. Er ist ein Wasserfall des Murtle River im Wells Gray Provincial Park. Kurz bevor der Fluss in den Clearwater River mündet, stürzt er vom Murtle-Plateau 141 Meter in die Tiefe. Damit ist er der vierthöchste Wasserfall Kanadas – gelegen im südöstlichen British Columbia.

Unterwegs begegneten uns auch die ersten Tiere. Es waren Wapitis, eine Hirschart, ähnlich unserem Rotwild. Friedlich grasten sie am Straßenrand und ließen sich von den vielen Neugierigen kaum stören. Prächtige Tiere – nur um einiges größer als ihre europäischen Vettern.

Wir zählten bei einem der Bullen vierzehn Enden. Was für ein gewaltiges Geweih! Nur Elche konnten da noch mithalten, mit ihren mächtigen Schaufeln.

Doch wir mussten weiter, wollten wir gegen Abend endlich bei unseren Freunden sein. Unser Ziel: die Nuit Mountain Guestranch.

Diese Guestranch unserer Freunde Brigitte und Manfred liegt mitten in der Wildnis – nahe den Coast Mountains im Westen von British Columbia. Etwa 23 Kilometer südlich von Tatla Lake, an der Route von Williams Lake nach Bella Coola an der Pazifikküste.

Die Guestranch hatte zwei Cabins – eine für zwei Personen und eine für vier. Von dort aus hatte man einen fantastischen Blick auf die Nuit Mountains im Westen. Das Panorama war wirklich traumhaft.

Unsere Freunde waren schon oft durch Kanada gereist und hatten dort viele Urlaube verbracht. Später entschlossen sie sich dann sogar, ganz dorthin auszuwandern.

Im Jahr 1993 begannen sie mit dem Aufbau ihrer eigenen Gastranch. Am Anfang lebten sie selbst in einer kleinen Cabin – einem Blockhaus, das sie später an Gäste vermieten wollten. Zwei dieser Blockhäuser wurden als Erstes fertiggestellt.

Manfred arbeitete derweil am großen Wohnhaus. Die Möbel und das ganze Inventar, das sie aus Deutschland mitgebracht hatten, waren zunächst in einem großen Zelt untergebracht.

Die Blockhäuser und das Wohnhaus sind ganz nach deutschem Standard eingerichtet. Das Wohnhaus hat sogar ein Basement, also einen Keller – was in Kanada eher unüblich ist.

Alles in allem bieten die Cabins einen angenehmen Komfort – mit Dusche, fließend warmem und kaltem Wasser – und erlauben den Urlaubern, sich wirklich zu erholen und zu entspannen.

Das einmal vorneweg.

Wir aber waren zu diesem Zeitpunkt erst unterwegs dorthin.

Noch befanden wir uns in Clearwater und genossen die Nacht in einem bequemen Bett. Durch das kleine Fenster fiel am Morgen Sonnenlicht und weckte mich – gemeinsam mit dem Geräusch der Dusche.

Mein Freund Jürgen war – wie fast immer – schon aufgestanden und machte sich frisch. Nach der langen Fahrt von Jasper bis hierher hatten wir beide eine Dusche auch dringend nötig.

Schlafrunken schälte ich mich aus meiner Decke und sah auf die Uhr. Wow – erst halb sieben.

Na ja, ich kannte das schon von unseren früheren Touren. Wenn wir unterwegs waren – zum Campen oder auf einer Kanutour – schliefen wir nie besonders lang. Außer vielleicht, wir saßen am Vorabend noch länger am Lagerfeuer.

Bei Bier und geistigen Wässerchen konnte das schon mal vorkommen. Doch gestern hatten wir keine Lust mehr, noch herumzulaufen oder uns irgendwo einen Schlummertrunk zu genehmigen. Und auf dem Campingplatz, nahe der Stadt, gab es ohnehin keinen Alkohol zu kaufen.

In Kanada ist das ganz anders als bei uns in Deutschland.

Wo man hierzulande an jeder Ecke – ob Kiosk, Tankstelle oder Supermarkt – Bier, Wein und Schnaps bekommt, darf in Kanada nur derjenige Alkohol verkaufen, der eine staatliche Lizenz dafür besitzt. Und die bekommt nicht jeder.

Ein «Liquor Store», also ein Spirituosenladen, ist keine Selbstverständlichkeit – und schon gar nicht an jeder Straßenecke zu finden.

Zum Thema Alkohol in Kanada muss ich grundsätzlich noch etwas sagen:

Nach landläufiger Meinung – und nicht nur nach der Auffassung der Gesetzgeber – übersteigen die potenziellen Gefahren von Alkohol jene von Schusswaffen oder Automobilen um mehrere Größenordnungen. Deshalb ist der Erwerb und Konsum in manchen Provinzen auch erst gereiften Persönlichkeiten über 21 Jahren gestattet.

In dem Alter hat man bei uns in Europa unter Umständen schon eine legale Säuferkarriere hinter sich.

Offenbar drohen auch strenge Strafen, wenn sich ein Verkäufer nicht an die Vorschriften hält. Er kann seine Lizenz verlieren – und damit unter Umständen seine gesamte wirtschaftliche Existenz.

Vielleicht wäre das mal ein Denkanstoß für unsere Politik, um dem Komasaufen im eigenen Land Einhalt zu gebieten.

Auch das Trinken in der Öffentlichkeit ist in Kanada verboten.

Sich also mit einem Bier auf eine Parkbank zu setzen und sich langsam wegzuschütten – Fehlanzeige.

In manchen Provinzen bekommt man am Wochenende sogar überhaupt keinen Alkohol zu kaufen.

Und so mussten wir auf unseren Reisen durchs Land immer rechtzeitig an unsere Versorgung denken – besonders, wenn wir etwa auf eine mehrtägige Kanu-Tour gingen.

Aber das sei nur am Rande erwähnt.

Froh gelaunt kam Jürgen aus der Dusche, sah mein verschlafenes Gesicht – und grinste breit.

«Na, auch schon munter?», rief er.

«Ich bin schon fast eine Stunde auf den Beinen. Es ist ein herrlicher Tag. Wir wollen doch heute zum Helmcken Fall.»

«Jo joo», murrte ich. «Ich will auch erst mal duschen.»

Ich brauchte von Haus aus eine Weile, bis meine Lebensgeister geweckt wurden.

Eigentlich bin ich ein Morgenmuffel – und frühes Aufstehen widerspricht meiner Natur.

Beim Duschen hörte ich schon das Klappern von Geschirr.

Jürgen war bereits damit beschäftigt, uns ein kräftiges Frühstück zu machen.

Danach waren wir fit – und der Tag konnte uns neue Abenteuer bescheren.

Wieder einmal waren wir beeindruckt von der herrlichen Landschaft, als wir durch den Wells Gray Park fuhren.

Dunkle Nadelwälder wechselten sich ab mit bunten Inseln aus Laubbäumen – hinter jeder Kurve eröffnete sich ein neues Bild.

Die Berge mit ihren lichtdurchfluteten Birken- und Ahornwäldern boten ein Schauspiel, das uns immer wieder den Atem nahm.

Es war noch früh am Morgen, gegen neun Uhr.

Die Sonne schien zwischen den Bäumen hindurch, und ihre Strahlen brachen sich tausendfach in den feinen Tautropfen.

Ein herrliches Farbenspiel lag über dem Land.

Es war nicht mehr weit bis zum Wasserfall, und doch kamen uns schon zu dieser Zeit einige Autos und Wohnwagen entgegen.

Dann sahen wir auch schon die Hinweisschilder – wir hatten unser Ziel erreicht.

Wir stellten unseren Mietwagen auf dem Parkplatz ab und gingen die letzten hundert Meter bis zum Aussichtspunkt zu Fuß.

Schon von Weitem hörten wir das dumpfe Rauschen des Wasserfalls.

Dann traten wir aus dem Wald heraus – und da lag er vor uns: der Helmcken Fall.

Was für ein Anblick!

Ich, als begeisterter Videofilmer, holte sofort meine Kamera aus der Tasche – und legte los.

Der Schutz dieses Wasserfalls war einer der Hauptgründe für die Entstehung des weitgehend bewaldeten und von Bären bewohnten Naturparks.

Ein weiterer Grund für die Ausweisung des Gebiets als Schutzraum – und gegen die Besiedlung – waren die vulkanischen Aktivitäten in dieser etwa 5000 Quadratkilometer großen Wildnis des Wells Gray-Clearwater-Vulkanfeldes.

Benannt wurde der Wasserfall nach dem deutschstämmigen Arzt John Sebastian Helmcken, der im Auftrag der Hudson's Bay Company in

British Columbia tätig war und mit dazu beitrug, das Land der Kanadischen Konföderation anzugliedern.

Ironischerweise bekam Helmcken den Wasserfall selbst nie zu Gesicht. Staunend und beeindruckt standen wir vor diesem herrlichen Naturwunder.

Das dumpfe Rauschen unterdrückte jeden unserer Begeisterungsrufe. Und so erging es auch einigen anderen Besuchern, die sich zu dieser Stunde hier eingefunden hatten.

Nach etwa einer Stunde rissen wir uns schließlich von dem großartigen Schauspiel los und fuhren zurück nach Clearwater.

Den Rest des Tages verbrachten wir mit Spaziergängen in der Umgebung und besuchten dabei auch das Visitor Center, um uns genauere Infos über die Gegend zu holen.



3. Kapitel Auf der Gastranch in British Columbia

Am folgenden Morgen machten wir uns fertig.

Wir wollten die restliche Strecke zu unseren Freunden in einem Rutsch zurücklegen – immer auf dem Highway 24 und dann weiter auf dem 97er, bis nach Williams Lake.

Von dort aus gab es nur noch eine Straße, die nach Westen führte: den Highway 20.

Teilweise auf einer sogenannten Gravel Route, also einer Schotterpiste, fuhren wir mit Tempo 90 – der erlaubten Höchstgeschwindigkeit – unserem Ziel entgegen.

Unterwegs bekamen wir mächtig Kohldampf.

Und da weit und breit nichts zu sehen war, das auch nur annähernd nach einem Imbiss oder Restaurant aussah, hielten wir schließlich in der kleinen Siedlung Chilanko Forks an.

Hier boten Indianer den Durchreisenden Fast Food an. Nicht gerade mein Ding – ich hasse Fast Food –, aber der Hunger musste gestillt werden.

Mampfend saßen wir im Auto, und Jürgen grunzte zwischen zwei Bissen, dass er noch nie so einen guten Burger gegessen hätte.

Ich sah meinen handtaschengroßen Cheeseburger misstrauisch an und bekam Zweifel, ob ich meine Kiefer überhaupt so weit auseinanderbringen konnte, um hineinzubeißen.

Doch es klappte – und obwohl der Ketchup samt allem anderen an den Seiten herausquoll, stillte ich mit diesem Ding meinen ersten Hunger.

Einigermaßen gesättigt machten wir uns auf zur letzten Etappe.

Endlich erreichten wir die kleine Ortschaft Tatla Lake, wo wir abbiegen mussten.

Jetzt waren es nur noch ein paar Kilometer – dann hatten wir es geschafft.

Diese letzten Kilometer waren eine reine Freude.

Mit einer riesigen Staubwolke hinter uns tobten wir ausgelassen über die Schotterpiste.

Immer wieder rollten wir dabei über sogenannte Rinderraster – breite Metallgitter im Boden, die verhindern sollen, dass das überall frei herumlaufende Vieh die Straße überquert.

Jürgen grinste: «*Bis zum Manfred Esser wird der Weg nicht besser.*»

Lachend über diese trockene Bemerkung pflichtete ich ihm bei.

Unser Freund hatte uns zwar eine Wegbeschreibung geschickt.

Wir sollten bei einem Telefonhäuschen abbiegen und dann etwa drei Kilometer einem Waldweg folgen, bis wir sein Grundstück erreichten.

Aber wir sahen kein Telefonhäuschen.

Wo zum Teufel sollte in dieser Einöde so ein technisches Relikt herumstehen?

Wir fuhren und fuhren, dachten schon, wir hätten uns verfahren, als plötzlich am linken Straßenrand etwas auftauchte, das ganz und gar nicht zur Wildnis ringsum passte.

Wir wurden langsamer – und erkannten tatsächlich eine einsame Telefonzelle.

Staunend sagte ich: «*Das kann doch nicht wahr sein. Mitten im Nirgendwo steht hier ein Telefonhäuschen.*»

Das ist ja so, als würde bei uns im tiefsten Harz mitten an einem Waldweg so etwas stehen.

Lachend und immer noch ungläubig bogen wir – wie beschrieben – ab. Nach etwa drei Kilometern sahen wir tatsächlich ein hölzernes Gatter vor uns. Es stand offen.

Wir hielten an, stiegen aus – und ein Schild bestätigte uns, dass wir richtig waren.

Nuit Mountain Guest Ranch stand in verschnörkelter Schrift darauf geschrieben.

Darüber wehte sanft die rot-weiße Kanada-Flagge im Wind.

Wir hatten es geschafft.

Jetzt nur noch die Zufahrt hoch – und nach ein paar hundert Metern standen wir vor dem großen Haupthaus.

Manfred kam uns entgegen.

Mit großem Hallo, Umarmungen und Schulterklopfen begrüßten wir uns.

Gemeinsam gingen wir die paar Meter zu einer der Cabins – dem kleinen Blockhaus, in dem Manfred und seine Frau wohnten, bis das Haupthaus fertiggestellt war.

Stöhnend ließen wir uns auf die Sessel auf der Veranda fallen. Die Fahrt hatte uns doch etwas geschlaucht.

Dann kam auch Brigitte heraus, und die Begrüßung von vorhin wiederholte sich mit derselben Herzlichkeit.

Anschließend wurde erst einmal erzählt – über den Flug, über all die Überraschungen unterwegs und natürlich über unseren Start in Deutschland.

Wir packten unsere Geschenke aus, und ein freudiger Manfred probierte sofort die kleine Maschine aus, mit der man ganz einfach Zigaretten drehen konnte.

Bei einem kühlen kanadischen Bier rief Manfred in unverkennbarem Kasseler Dialekt:

«Ich dachte, ihr wolltet zu dritt hierherkommen. Wo iss dann der annere?»

Der andere – damit meinte er Bernd.

Wir erzählten ihm die unglaubliche Story, und seine Augen wurden immer größer. Auch Brigitte wollte es kaum glauben.

«Was hot der dann vor 'ne Macke?», rief Manfred. «Do iss der einfach widder abgehauen? Das kann doch alles nit wohr sinn!»

Und dabei lachte er – bis ihm fast die Tränen kamen.

«Do haut der einfach us Kanada widder ab, der Blödmann!»

Er konnte sich kaum beruhigen.

Naja – auch wir hatten so etwas noch nie erlebt.

Noch lange saßen wir an diesem Abend mit kühlem Bier auf der Veranda.

Wohlweislich hatten wir unser Zelt schon vorher auf der großen Wiese vorm Haus aufgebaut, sodass wir später nur noch müde, aber glücklich in unsere Schlafsäcke krochen.

Ich schlief tief und traumlos in dieser ersten Nacht.

Am nächsten Tag sahen wir uns erst einmal das riesige Grundstück unserer Freunde an.

Sogar ein kleiner, kristallklarer Bach floss oberhalb des Geländes durch ein kleines Wäldchen.

Das große Haupthaus und eine der Cabins waren noch im Bau.

Manfred machte vieles selbst. Ein paar Freunde kamen ab und an vorbei und halfen ihm.

Haus und Cabins waren ganz aus massiven Zedernstämmen gefertigt. Es roch nach Harz, Holz und Natur – eine würzige Duftmischung, die ich so liebte.

Unser Freund führte uns herum, und wir staunten über die gemütliche Atmosphäre, die man jetzt schon erahnen konnte.

Aus beiden Cabins und von der umlaufenden Veranda des Haupthauses hatte man einen wunderbaren Blick – auf die Nuit Mountains, bis hinunter zu dem kleinen See, der etwa drei Kilometer entfernt lag.

Dazwischen erstreckte sich dichter Nadelwald, durchzogen von einzelnen Laubbäumen.

Einige hundert Meter hinter dem Anwesen lebte ein Nachbar.

Ein Künstler hatte dort sein Domizil errichtet. Aus Hölzern und Baumwurzeln fertigte er einzigartige, kunstvolle Wohnmöbel.

Heute, am ersten Tag, wollten wir die nähere Umgebung erkunden.

Manfred erzählte uns, dass wir – mit etwas Glück – Elche beobachten könnten.

Dafür mussten wir allerdings ein paar Kilometer den Berg hinauf.

Oben gäbe es einen großen Kahlschlag – dort hatte er schon öfter welche gesehen.

Also machten wir uns auf den Weg. Ohne zu ahnen, dass gleich das erste Abenteuer auf uns wartete.



4. Kapitel Verirrt im Wald

Hinter dem Haus, über den Bach und in Richtung Osten den Berg hinauf – so beschrieb unser Freund uns den Weg.

Da es sehr warm zu werden schien, hatten wir nur unsere kleineren Rucksäcke umgeschnallt, in denen sich gekühltes Bier in Dosen befand.

(Wasser gibt es nur in Notfällen – lach!)

Dann ging es los.

Frohgemut und lachend durchbrachen wir das Unterholz. Es sollte zwar irgendwo auch einen Waldweg geben, der auf den Berg führte – doch den fanden wir erst einmal nicht. Irgendwann würden wir schon auf ihn stoßen ... dachten wir!

Manfred erzählte uns, dass es hier einige Schwarzbären gebe, und ab und zu werde auch mal ein Puma gesichtet.

Na also – was sollte uns jetzt noch passieren?

Krachend arbeiteten wir uns durchs Dickicht. Mit glänzenden Augen immer vorwärts.

Ja, das war es doch, was wir suchten: Wildnis pur!

Wir waren ja eigentlich erfahrene Wanderer und Kanuten. Doch bei uns zu Hause gab es nichts Vergleichbares. Gegen diese Wildnis hier sahen unsere Wälder aus wie aufgeräumt und sauber gefegt.

Langsam fingen wir an zu schwitzen – und weit und breit kein Waldweg in Sicht. Ab und zu, an einem Baum, ein blaues Bändchen. Wir nahmen an, es handele sich vielleicht um Markierungen von Waldarbeitern.

Dann – nach etwa zwei Stunden, in denen wir uns durchs Unterholz gekämpft hatten – mussten wir einsehen, dass wir uns verlaufen hatten. Na dann: Prost!

Wir sahen buchstäblich den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr.
Schnaufend setzten wir uns erst einmal hin und nahmen einen Schluck vom schon langsam warm werdenden Bier.

Dann sahen wir uns um.

So viel Dickicht und Unterholz hatte ich bisher nur in Filmen gesehen. Manchmal kam es einem vor, als stünde zwischen den Bäumen eine Hütte – doch das waren die Strukturen der Bäume, die übereinandergefallen waren und diesen Eindruck erweckten.

Auch Jürgen sah sich lachend um und meinte:

«Wir wollten Wildnis – jetzt haben wir Wildnis.»

Wir orientierten uns am Sonnenstand und an der Uhrzeit und beschlossen, zurückzugehen. Wenn wir den Weg auf den Berg nicht finden, war es sinnlos weiterzugehen.

Durch dieses fast undurchdringliche Dickicht würde es Tage dauern, bis wir vielleicht mal am Ziel ankamen. Und es war auch zu gefährlich. Wir mussten auf jeden Fall bis zum Einbruch der Dunkelheit zurück sein. Und so machten wir uns auf den Heimweg.

Der war genauso mühselig. Über umgestürzte Bäume, durch Gestrüpp und dichtes Unterholz quälten wir uns Richtung Westen.

Ich nahm das ganze Geschehen auf Video auf und fluchte leise, weil ich dauernd stolperte und einmal fast auf meine Kamera gefallen wäre.

Nach ein paar Stunden hatten wir es geschafft – und erkannten an der Umgebung, dass wir «zu Hause» waren.

Manfred sah uns schon von Weitem kommen. Wir müssen ziemlich ramponiert ausgesehen haben, denn er lachte uns entgegen:

«Na, seid ihr vom Weg abgekommen oder habt ihr den Mount Everest bezwungen?»

Ich winkte nur ab und schnaufte: *«Du und deine Wegbeschreibung! Über den Bach, den Berg hinauf – das klingt einfacher, als es war.»*

Brigitte kam aus dem Haus, blieb kurz stehen, musterte uns und verschwand kichernd wieder in der Küche.

Wir schälten uns aus unseren verschwitzten T-Shirts und kippten erst mal kaltes Wasser aus der Regentonne über die Köpfe. Herrlich! Dieses Gluckern auf der Haut nach Stunden im Dickicht – unbezahlbar.

Später saßen wir wieder auf der Veranda, mit einer Flasche Bier in der Hand und den Füßen hochgelegt.

«*Ihr habt also keine Elche gesehen?*», fragte Manfred.

«*Elche?*», meinte Jürgen trocken, «*Wir hätten nicht mal einen Dinosaurier bemerkt, so wie wir durchs Unterholz gestolpert sind.*»

Dann zeigten wir Manfred das Video, das ich aufgenommen hatte. Verwackelte Aufnahmen, viel Geäst im Bild, dazu meine geflüsterten Flüche – und Jürgen, wie er sich über eine Wurzel legte.

Manfred lachte Tränen. «*Das ist besser als Fernsehen!*», prustete er.

«*Dokumentarfilm mit Actioneinlage*», ergänzte Brigitte trocken.

Trotz allem – es war genau das, was wir gesucht hatten. Kein Touristenpfad, kein Hinweisschild. Nur wir, der Wald, und das Gefühl, wirklich draußen zu sein.

Abends, als die Sonne sich hinter den Bergen verabschiedete, beschlossen wir, es morgen wieder zu versuchen

Wir mussten uns eingestehen, dass es gar nicht so einfach war, sich in der Wildnis zurechtzufinden. Man kann ganz in der Nähe einer Siedlung sein – und sich trotzdem nach ein paar hundert Metern verlaufen.

Doch da wir in Sachen Navigation keine Anfänger waren, ging alles gut.

Ich kann Neulingen nur raten, sich nicht allzu weit von bewohnten Gebieten zu entfernen. Ohne einen ortskundigen Führer ist man schnell auf dem falschen Weg.

Sogar wenn man sich bloß aus einer Stadt oder einem kleinen Ort entfernt, kann es passieren, dass man plötzlich mitten in der Wildnis steht – und sich verirrt hat.

So nahe liegen Zivilisation und Wildnis in Kanada beisammen.

Als Manfred erfuhr, was wir erlebt hatten, musste er herzlich lachen. Er erklärte uns den Weg noch einmal ganz genau – und ein paar Tage später fanden wir dann auch ohne Mühe das angegebene Ziel.

Oben auf dem Berg angekommen, staunten wir über einen riesigen Kahlschlag.

In Kanada ist es leider so, dass immer noch große Teile der ursprünglichen Wildnis abgeholzt werden. Gerade in British Columbia ist die Holzwirtschaft stark vertreten. Es wird zwar wieder aufgeforstet, doch der Baumbestand braucht lange, um seine ursprüngliche Größe wieder zu erreichen.

Aus der Luft sehen die Kahlschläge aus wie große braune Inseln inmitten der sonst grünen Vegetation.

Ich zog mein Fernglas aus der Tasche und suchte die Umgebung ab – doch weit und breit war kein Elch zu sehen.

Nur einige Adler kreisten über unseren Köpfen – leider zu hoch zum Filmen.

Am Waldesrand entdeckte ich eine verfallene Blockhütte. Und wie ich nun mal bin, musste ich sie untersuchen. Doch außer ein paar leeren Flaschen, alten Stiefeln und einem rostigen Ofen war nichts mehr zu finden.

Es war wohl schon eine ganze Weile her, dass hier Holzfäller geschuftet hatten. Das merkte man auch an dem ersten zarten Grün, das sich zwischen den Wurzeln und dem Totholz breitmachte.

Einige kleine Sträucher, Farne und Wildblumen wuchsen bereits wieder – und in ein paar Jahren wird der Waldboden wohl von jungen Bäumen zurückerobert worden sein.

Die gerodete Fläche hatte bestimmt einen Durchmesser von zwei Kilometern.

Wir durchquerten das Gebiet – in der Hoffnung, vielleicht doch noch Elche zu entdecken. Doch leider ließ sich keines der Tiere blicken.

Also machten wir uns wieder auf den Heimweg.

Nachmittags wollten wir uns von der Wanderung erholen und zu dem kleinen See in der Nähe fahren.

Manfred hatte dort sein Boot liegen, und vielleicht fingen wir ja sogar einen Fisch fürs Abendbrot.

Das Wetter war herrlich: blauer Himmel mit ein paar weißen Wolkenfetzen und eine Sonne, die uns bis spät am Nachmittag begleitete.

Am See wohnten einige Leute. Man sah ihre weit verstreuten Hütten zwischen den Bäumen und hörte Lachen und Gesprächsfetzen.

Darunter waren auch einige Aussteiger, die das Leben in der Stadt und die Zivilisation satt hatten – und sich hier, mitten in der Natur, ein Zuhause aufgebaut hatten.

Doch auf dem See waren wir zu dieser Zeit die Einzigen.

Ich setzte mich nach hinten, übernahm das Ruder und steuerte das Motorboot, während Jürgen die Angel klar machte und den Köder anbrachte.

Dann fuhr ich langsam auf das andere Ende des Sees zu.

Das Brummen des Motors und das leise Glucksen der Bugwelle waren die einzigen Geräusche, die zu hören waren, als ich auf die Mitte des Sees zusteuerte.

Dann stellte ich den Motor ab, und Jürgen befestigte die Angel an der Bordwand. Ich lehnte mich zurück und machte ein Nickerchen.

Was für eine Wohltat. Diese Stille, die ich aus Deutschland kaum kannte.

Selbst in unseren heimischen Wäldern hört man immer irgendetwas – sei es ein naher Ort, Spaziergänger oder Autos.

Hier in Kanada kann man die Stille förmlich hören.

Ab und zu öffnete ich die Augen und sah, dass auch mein Freund ein Nickerchen machte.

Einige Zeit später wurde ich durch ein Poltern geweckt. Jürgen hatte die Angel in der Hand und warf die Leine ein paar Meter weiter ins Wasser.

Er grinste und sagte: *«Bis jetzt hat noch keiner angebissen. Lass uns fahren, es ist schon später Nachmittag!»*

Ich warf den Motor wieder an, und langsam fuhren wir zurück.

Jürgen machte die Angel fest und ließ den Haken hinter dem Boot durchs Wasser ziehen. Vielleicht klappte es ja noch auf dem Rückweg.

Ich wollte allerdings mal sehen, was das Boot so hergab – und gab Gas.

Mit schäumender Bugwelle zogen wir übers Wasser.

Es ging ganz schön ab, und Jürgen lachte: *«Wenn jetzt noch ein Fisch an den Haken will, muss er sich aber beeilen!»*

Erst wenige Meter vor dem Landungssteg nahm ich das Gas zurück und drosselte den Motor.

Da rief auch schon Jürgen. Die Angelleine hatte gezuckt und spannte sich.

Er griff schnell zu und zog den Fisch aus dem Wasser.

Na ja, nicht gerade ein Prachtexemplar – doch für uns beide reichte es zum Abendbrot.

Er nahm ihn an Ort und Stelle aus und tütete ihn ein.

Müde und zufrieden kamen wir am frühen Abend von unserem kleinen Trip zurück.

Brigitte bereitete uns den Fang zu – und er schmeckte besser, als man es ihm zugetraut hätte.

Dann saßen wir noch lange auf der Veranda und ließen den Tag bei einem guten Tropfen ausklingen.



5. Kapitel Kanutour auf dem Tatla Yoko Lake

Endlich war es so weit.

Schon lange wollten wir in Kanada mal eine Kanutour auf einem der Seen machen.

Der Tatla Yoko Lake war dafür gut geeignet. Der etwa 23 Kilometer lange und bis zu zwei Kilometer breite See war zwar eine Pfütze im Vergleich zu anderen Seen in Kanada, doch für eine Drei-Tage-Tour sollte er reichen.

Man brachte uns mit dem Pickup und der Ausrüstung bis hinunter zum See.

Eigentlich wollten wir noch am Nachmittag losfahren, doch schon bei der Vorbereitung bemerkten wir, wie der Wind auffrischte.

Bald entdeckten wir auch die ersten leichten Schaumkronen auf den höher werdenden Wellen.

«*Na, das wird wohl heute nichts mehr werden*», knurrte Jürgen. Für ihn als überzeugten Kanuten ein Graus.

In Deutschland hatte er sogar ein Schild an seinem Wagen, auf dem stand: „Vorsicht Kanufahrer – er hält an jeder Pfütze.“

So zogen wir das Boot wieder ans Ufer und blickten zum Himmel. Einzelne dunkle Wolken zogen über uns hinweg, und der Wind nahm weiter zu.

Wie wir später erfuhren, konnte man dieses Schauspiel fast jeden Tag zur gleichen Zeit beobachten. Immer um die Mittagszeit fegten starke Winde vom Pazifik her durch die Berge und machten die Seen für kleine Boote unbefahrbar.

Der Steg, der hinaus in den See führte, wurde bereits von den Wellen überspült. Auch das kleine Motorboot am Ufer wurde vom Sturm hin und her gerissen und bewegte sich wie von Geisterhand.

Na, Mahlzeit. Wir konnten uns also auf einen langen Abend und eine einsame Nacht einstellen.

Also entfachten wir erst mal ein Feuer. Das ist übrigens das Wichtigste in diesem Land. Ohne ein gutes Feuer läuft hier nichts – zum Wärmen, Kochen und nasse Klamotten trocknen ist es unentbehrlich. Holz lag am Ufer genug herum.

Dann packte ich mein Kochgeschirr aus und machte mich daran, einen Kaffee zu kochen. Einen anderen Topf benutzten wir, um ein kräftiges Süppchen zuzubereiten.

Das nötige Wasser schöpfte ich einfach aus dem See. Vom Steg aus holte ich schnell zwischen zwei hohen Wellen das kristallklare Nass. Doch nicht schnell genug – eine hohe Welle rollte heran, und ehe ich flüchten konnte, hatte sie mich erfasst. Ich stand knietief im Wasser.

Jürgen, der das mit ansah, lachte schallend, und auch ich musste grinsen.

Naja, wir hatten beide unsere wasserdichten Überhosen an – und so blieb alles trocken. Nur in meine Trekking-Schuhe war etwas Wasser eingedrungen.

Ich stellte den Topf mit Wasser auf den Rost über dem Feuer und schüttete eine gute Portion Kaffeepulver hinein, das ich mit dem Esslöffel umrührte.

Jürgen sah grinsend zu und meinte trocken: *«So kocht man Teer.»*

Ich erwiderte: *«Soll ja auch nach Kaffee schmecken – und nicht nach Wasser.»*

Dann saßen wir auf unseren Campinghockern am Ufer und schlürften genüsslich unseren „Teer“.

Ab und zu fegten Sturmböen über uns hinweg, und ich musste meinen Hut festhalten.

Jürgen machte ein Nickerchen, und ich blickte nachdenklich auf den See hinaus.

Weißer Schaumkronen tanzten auf den Wellen – sie sahen aus wie die wilden Mähnen galoppierender Pferde.

Ich zog meinen Flachmann aus der Jackentasche und goss einen guten Schluck „Golden Wedding“ in meinen Kaffee.

Die Nacht würde noch lang werden, und Zelte wollten wir nicht aufstellen – wegen der paar Stunden.

Beim Rauschen der Brandung dachte ich über die vergangenen Tage nach.

Wir waren wirklich in Kanada und erlebten zum ersten Mal die echte Wildnis.

Ich konnte es immer noch nicht richtig glauben. Es kam mir vor wie ein süßer, weit entfernter Traum. Doch es war Wirklichkeit.

Schnell kam der Abend – und damit die Dunkelheit. Nur der flackernde Schein des Feuers erhellte wenige Meter unserer Umgebung. Ich versuchte, ein wenig zu schlafen, setzte mich an einen dicken Baum, der etwas windgeschützt hinter einem Gebüsch stand, und zog meinen Hut tief ins Gesicht.

Doch das Rauschen der Brandung und das Knacken der Äste ließen nur kurze Nickerchen zu.

Und so verbrachten wir die Nacht in der Wildnis.

Ich muss doch irgendwann eingeschlafen sein, denn Jürgen klapperte bereits mit dem Geschirr und hatte schon wieder irgendetwas auf dem Feuer.

Es gab Eier mit Speck und Bohnen aus der Dose.

Mir knurrte auch schon wieder der Magen. Ich hatte hier in Kanada dauernd Kohldampf – was ich von zuhause gar nicht kannte. Da bin ich eher ein mittelmäßiger Esser.

Mampfend saßen wir am Feuer, und Jürgen meinte zwischen zwei Bissen:

«Heute geht's los. Der See ist wieder ruhig.»

Und tatsächlich: Wie ein Spiegel lag der See vor uns. Kein Lufthauch regte sich.

Und zudem kam nun auch die Sonne langsam durch die sich auflösenden dunklen Wolken. Es schien ein guter Tag zu werden. Nach dem kräftigen Frühstück beluden wir unser Kanu und stachen endlich – gut gelaunt – in See.

Von den nächsten zwei Tagen ist nicht viel zu berichten. Wir durchquerten den See bis zu seinem Ende und befanden uns bereits wieder auf dem Rückweg, als das Wetter erneut umschlug und der Wind auffrischte.

Wir sahen uns an, und Jürgen schüttelte den Kopf. So etwas konnte es doch einfach nicht geben! Ein Blick auf die Uhr bestätigte unseren Verdacht: fast genau dieselbe Zeit wie beim letzten Mal. Man konnte tatsächlich die Uhr nach dem Wetter stellen.

Aber was soll's – wir hatten ja Zeit. Es war für heute auch genug, wir wollten ja keine Meisterschaft im Paddeln gewinnen. Außerdem fanden wir eine Stelle, die geradezu zum Zelten einlud.

Das Ufer war flach und kiesig. Über eine kleine Böschung gelangten wir auf eine von Bäumen freie Fläche, auf der wir unser Lager errichteten. Am Waldesrand stellten wir das Zelt auf, und ich begann sogleich, eine Feuerstelle zu bauen. Das war immer mein Part. Wir waren mittlerweile ein eingespieltes Team, und jeder wusste, was er zu tun hatte. Außerdem liebte ich Lagerfeuer.

Ein kluger Kopf sagte einmal: «Ein Lagerfeuer macht die größte Wildnis zum Heim.» – Und der Mann hatte völlig recht. Wenn das Feuer prasselt und der Kaffee in der Kanne brodelte, ist die Welt in Ordnung – ganz gleich, wie das Wetter ist.

Und eigentlich war das Wetter gar nicht so schlecht. Ein paar dunkle Wolken zogen vorüber, aber immer wieder blinzelte die Sonne durch. Ab und an nieselte es ein wenig – das war's auch schon. Die Sturmböen jedoch waren das eigentliche Problem. Sie fegten im Minutentakt über den See und türmten sofort hohe Wellen auf.

Also richteten wir uns an diesem schönen Plätzchen erst einmal häuslich ein. Schnell war das Feuer entfacht und verbreitete wohlige Wärme. Jetzt konnten wir auch unsere nassen Sachen zum Trocknen aufhängen – einiges war bei dem Wetter doch feucht und klamm geworden.

Auch unsere kleine «Küche» war rasch aufgebaut. Die wasserdichten Kisten und Tonnen dienten uns dabei als Schränke und Arbeitsfläche. Und wo ich schon einmal dabei war, grub ich gleich dreißig Meter vom Lager entfernt ein Loch – für die nicht verbrennbaren Abfälle. Auch das gehört beim Zelten in der Wildnis dazu. Man kann seinen Müll nicht einfach in der Landschaft herumliegen lassen. Außerdem verhindert man damit unliebsame Besucher wie Bären oder andere Raubtiere.

Als diese Arbeiten erledigt waren, war es an der Zeit für etwas Körperpflege. Obwohl das Wasser im See nur etwa 8 bis 10 Grad hatte, musste diese Maßnahme einfach sein.

Jürgen, der ein paar Kilo mehr auf den Rippen hatte als ich, fackelte nicht lange und stürzte sich splitterfasernackt in die Fluten. Schon dieser Anblick verursachte bei mir eine Gänsehaut – dabei war ich noch vollständig angezogen.

Ich zögerte. Baden? Nein, das musste nun wirklich nicht sein. Eine ordentliche Katzenwäsche würde vollkommen ausreichen. Ich bin beileibe nicht zimperlich – aber ins eiskalte Wasser zu steigen, war einfach nicht mein Ding. Bei meinen 65 Kilo kroch mir die Kälte ohnehin sofort bis auf die Knochen.

Ach nein – das lassen wir doch lieber!

Ich zog Schuhe und Strümpfe aus, legte Weste und Hemd beiseite und krempelte mir die Hosenbeine hoch. So entblößt stieg ich tapfer in das eiskalte Wasser. Wie befürchtet bekam meine Haut augenblicklich eine seltsame, unebene Struktur, und ich beeilte mich, mit der Wäsche fertig zu werden, um schnell wieder ans warme Feuer zu kommen.

Doch erstaunlicherweise wurde mein Kreislauf regelrecht in Schwung gebracht. Bald saß ich im Windschutz meines Mantels, fühlte mich pudelwohl und genoss heißen Kaffee und knusprige Röstkartoffeln.

Es war, wie es kommen musste ...

Das Wetter blieb regnerisch. Nur hin und wieder blinzelte die Sonne durch die schweren, schwarzgrauen Regenwolken. Der See war aufgewühlt vom ständigen Wind. Weiße Schaumkronen tanzten auf den hohen, sich stetig auftürmenden Wellen.

Wir standen am Ufer und blickten mit düsteren Mienen auf das Wasser. Vor uns, im groben Kies, lag unser Kanu – vollgepackt mit der Ausrüstung, die wir für drei Tage auf unserer Tour brauchten.

Wir waren auf dem Rückweg, als erneut dieser Wind auffrischte, der uns schon an den Tagen zuvor schwer zu schaffen gemacht hatte.

Doch noch einen Tag länger wollten wir nicht bleiben. Das Wetter schien sich nicht bessern zu wollen, und aus Erfahrung wussten wir: Jetzt aufzubrechen war klüger, bevor es womöglich gar nicht mehr möglich war, von hier wegzukommen. Die kanadischen Seen sind tückisch.

An einem Tag liegen sie still und glatt da, als wollten sie einem Frieden schenken. Am nächsten aber schlagen sie um und werden wild wie ein tobendes Meer. Besonders in den bergigen Regionen bläst der Wind vom Pazifik herüber und verwandelt die ruhigen Gewässer binnen Minuten in ein aufgewühltes Chaos. Man kommt sich dann eher vor wie an der Küste, wenn die Brandung mit Urgewalt ans Ufer rollt.

Nun waren wir bereits den dritten Tag auf dem Wasser und befanden uns auf dem Rückweg. Schon einige Male hatten uns Wind und hoher Wellengang gezwungen, früher als geplant ans Ufer zu gehen.

Hier draußen, in der Wildnis Kanadas – wie überall in der freien Natur – lebt man nicht gegen, sondern mit dem Wetter. Man passt sich an, oder man bleibt besser daheim.

Wir hofften, es an diesem Tag bis zu unserem Ziel zu schaffen. Doch wie so oft zeigte uns die Natur auch diesmal, wer das Sagen hat.

Die Wellen hatten inzwischen eine Höhe von gut sechzig Zentimetern erreicht. Das klingt vielleicht nicht nach viel – doch für ein kiellooses Kanu wie das unsrige konnte das brandgefährlich werden. Selbst mit Schwimmweste und warmer Kleidung überlebt man in diesen eiskalten Gewässern nicht lange, wenn man kentert.

Hinter einer Landzunge, die sich wenige Meter weiter erstreckte, sah es freundlicher aus: In Ufernähe war der Wellengang deutlich schwächer. Dort könnten wir einigermaßen sicher paddeln.

Trotz aller Erfahrung, die wir im Laufe der Jahre gesammelt hatten, war es eine Herausforderung, bei diesen Bedingungen überhaupt auf den See hinauszufahren. So eine Situation hatten selbst wir noch nicht erlebt.

Wir machten einen Plan. Zuerst mussten wir etwa fünfzig bis achtzig Meter direkt gegen die Wellen anpaddeln – um nicht sofort von der Brandung ans Ufer zurückgeworfen zu werden. Dann galt es, das Boot blitzschnell zu wenden und mit den Wellen um die Landzunge herum in die ruhige Zone zu fahren.

Das Schwierige daran war der Moment des Wendens: Wenn wir es nicht schafften, zwischen zwei Wellen zu drehen, und eine von der Seite auf uns traf, würden wir garantiert kentern.

Der Gedanke war alles andere als angenehm. Ich war schon immer lieber *auf* dem Wasser als *in* ihm – und Baden in einem eiskalten See gehörte nicht zu meinen Lieblingsbeschäftigungen.

Doch wir hatten keine Wahl. Eine weitere Nacht an dieser steinigen Uferböschung? Nein danke.

Jürgen sah meine Skepsis und meinte trocken:

«Wir könnten auch das ganze Gerödel samt Kanu durchs Gebüsch schleppen – auf die andere Seite. Dann sind wir gleich im ruhigen Wasser.»

Aber das hieß: einige hundert Meter dichtes Unterholz, Matsch und Schlepperei – und ehrlich gesagt: Mein Stolz ließ es auch nicht zu, der Herausforderung aus dem Weg zu gehen.

Also entschieden wir uns: Wir gehen Kanusurfen.

Und immer, wenn man vor so einer schwierigen Entscheidung steht, geht es letztlich nur darum, sich seinen Ängsten zu stellen – und mit klarem Verstand zu handeln.

So war es auch diesmal.

Wir stießen uns vom Ufer ab und paddelten mit aller Kraft hinaus auf den See. Das Kanu wurde bei jeder Welle mit dem Bug hoch aus dem Wasser gehoben – so sehr, dass ich kaum noch mit dem Paddel einstecken konnte – und fiel dann mit einem klatschenden Schlag wieder zurück.

Gischt sprühte mir ins Gesicht. Ich kniete mich vorne hin, um den Schwerpunkt möglichst tief zu halten. Mein Freund saß hinten am Steuer und hielt das Kanu auf Kurs. Helfen konnte ich ihm dabei wenig – ich war fürs Vorankommen zuständig.

Gegen diese Wellen anzupaddeln war Schwerstarbeit. Wer das schon einmal erlebt hat, weiß, was für eine Urgewalt in Wasser stecken kann. Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, bis wir endlich den Punkt erreicht hatten, an dem wir wenden konnten.

Jetzt nur noch im richtigen Moment das Boot drehen – dann hätten wir das Schlimmste geschafft.

In solchen Momenten denkt man nicht groß nach. Man tut einfach, was getan werden muss.

Bei der nächsten Welle, die unter uns hindurchrollte, gab mein Freund das Kommando. Mit vereinten Kräften und gleichmäßigen Paddelschlägen brachten wir das Boot herum – genau im richtigen Augenblick. Die nächste Welle erfasste unser Heck – und plötzlich surfte wir wie von allein nach vorne.

Wir hatten es geschafft!

Mein Puls raste noch immer, als wir mit ruhigen Paddelschlägen und Rückenwind in das geschützte Wasser glitten.

Jetzt erst mal an Land.

Der Körper war voll Adrenalin. Am Ufer machten wir Pause. Ich zündete mir mit klammen, noch zitternden Fingern eine Zigarette an. Mein Freund grinste, hob die Hand – und ich schlug ein.

«*Geschafft!*»

Den Rest der Strecke legten wir in gewohnter Manier zurück.

Später – im Licht des flackernden Lagerfeuers – gaben wir es einander zu: Wir hatten gewaltig Schiss gehabt. Aber das gehört dazu. Und das Gefühl, eine gefährliche Situation gemeistert zu haben, erfüllte uns mit echtem Stolz.

Wer keine Angst hat, ist entweder leichtsinnig – oder lebensmüde. Angst zu haben, schützt vor zu waghalsigen Aktionen. Sie ist ein natürlicher Schutzmechanismus. Man muss das Risiko realistisch einschätzen – ebenso wie sein Können – um am Ende das Richtige zu tun.

Diese Erfahrung jedenfalls hat uns wieder einmal geholfen, auch alle kommenden Abenteuer unbeschadet zu überstehen.



6. Kapitel Endlich auf Pferden unterwegs

Wir hatten uns schon bestens eingelebt auf unserer Gastranch, als Manfred eines Tages zu uns kam und uns verkündete, dass wir die Chance hätten, drei Tage lang mit Pferden in den Coast Mountains unterwegs zu sein.

Da er wusste, dass wir auch zu Hause eigene Pferde besaßen, hatte er einem befreundeten Rancher von uns erzählt. Nun wollte man nur noch wissen, ob wir mit den Kosten einverstanden wären.

Wir überlegten hin und her, machten Kassensturz – doch so eine Gelegenheit durften wir uns einfach nicht entgehen lassen.

Mit Pferden durch die Wildnis Kanadas! Davon hatten wir doch immer geträumt. Kein Weg, kein Steg. Keine Verbotsschilder, keine Jagdpächter oder Förster, die was zu meckern hatten. Einfach losreiten und sich den Weg selbst suchen.

Das mussten wir einfach mitnehmen – auch wenn dieses Abenteuer unsere Reisekasse wieder einmal ordentlich strapazierte.

Nach einem Tag des Überlegens sagten wir zu.

Die Entscheidung wurde weitergegeben – und man teilte uns mit, dass die Vorbereitungen bereits liefen.

Wir vertrieben uns die Tage bis zum Aufbruch mit der Erkundung der Umgebung. Es sollte in der Nähe jemanden geben, der frisches Obst und Gemüse anbot. Und da wir nichts Besseres zu tun hatten, fuhren wir los – immer der staubigen Schotterpiste entlang.

Nach etwa fünfzehn Kilometern wurden wir misstrauisch. Kein Verkaufsstand weit und breit. Kein Hinweisschild, das auf irgendetwas hindeutete. Nur hin und wieder ein Haus am Wegesrand – doch nichts, was auf Obst oder Gemüseverkauf schließen ließ.

Bevor wir völlig planlos durch die Gegend irrten, drehten wir um und fuhren wieder zurück zur Ranch.

Manfred lachte schallend, als er uns mit leeren Händen ankommen sah. «*Nee, ihr müsst noch weiterfahren*», rief er. «*Das sind etwa dreißig Kilometer von hier.*»

Am nächsten Tag fanden wir das Anwesen tatsächlich – und deckten uns endlich mit frischem Obst und Gemüse ein.

Soviel also zur Aussage: «*Ist gleich in der Nähe.*» In Kanada sind solche Einschätzungen mit Vorsicht zu genießen. In diesem riesigen Land gelten selbst hundert Kilometer noch als «*gleich um die Ecke*». Auch daran muss man sich erst gewöhnen.

Dann war es endlich so weit.

Wir sollten auf die «Half Way Ranch» kommen, von wo aus unser Reitabenteuer starten sollte. Mit unserem Wagen fuhren wir die paar Kilometer bis zur Ranch, die direkt am Bella Coola Highway 20 lag.

Schon von weitem sahen wir das große Schild mit verschnörkelter Schrift: *Reitpferde zu vermieten – Tages- und Mehrtagestouren.*

Wie in so vielen Filmen und Reportagen lag die Ranch vor uns: ein großes Wohnhaus, daneben Hütten und Stallungen. Das Gelände war großzügig angelegt, ringsum Koppeln und Gatter, auf denen Pferde und einige Rinder grasten. Später wurde uns erklärt, dass diese Ranch eher zu den kleineren gehörte – doch auf uns machte sie einen mächtigen Eindruck.

Wie aus einem Western: Nur die Trucks und modernen Geräte störten ein wenig das Bild.

Aufgeregt gackernde Hühner begrüßten uns, als wir auf den Hof einbogen.

Kurz darauf kam ein Mann um die Ecke, etwa Mitte vierzig, schätzte ich. Abgewetzte Jeans, Pullover, zerschlissener Hut und eine Sonnenbrille auf der Nase. Sein Gesicht war von einem schwarzen Vollbart umrahmt.

Die Begrüßung war herzlich – wie unter alten Freunden.

Monty, so hieß er, erklärte uns, dass wir noch etwas Geduld haben müssten:

«Ein paar Dinge sind noch zu erledigen», meinte er. «Aber ihr könnt, wenn ihr wollt, schon mal auf der Koppel nebenan eure Zelte aufschlagen.»

Die «Koppel» entpuppte sich als steiniges, unebenes Stück Brachland. Ein frisch angelegter Schotterweg führte mittendurch. Es sah aus, als plane man hier einen Campingplatz – und tatsächlich bestätigte sich unser Eindruck später.

Also machten wir uns an die Arbeit. Jürgen baute sein Zelt auf, und ich entdeckte ein altes, zerfleddertes Leinenzelt – wie man es aus Trapper-Filmen kennt. Es war nur mit ein paar dünnen Ästen gestützt und hatte keinen Boden. Ich dachte mir: *«Das nehme ich glatt. Dann spare ich mir das Aufbauen meines eigenen Zeltes.»* Und außerdem wären wir ja sowieso ein paar Tage unterwegs, da brauchte ich es nicht. Als wir zur Ranch zurückgingen, kam uns eine Frau entgegen. Ach, was sage ich – eine Frau? Sie wog bestimmt ihre 90 Kilogramm, hatte ein wettergegerbtes, faltiges Gesicht und Arme wie ein Bodybuilder. Doch ihre Augen strahlten einen fröhlichen, gutmütigen Humor aus. Sie kam auf mich zu wie eine Dampfwalze. Ich versuchte, mich hinter Jürgen zu halten, um ihm den Vortritt zu lassen. Doch sie war schneller. Sie umarmte mich so heftig, dass ich dachte, sie zerbricht mich. Mit herzlichem Lachen wurden wir begrüßt. So etwas hatte ich bis dahin noch nicht erlebt – als ob wir uns schon ewig kannten.

Mit einem etwas schüchternen Grinsen erwiderten wir ihre Begrüßung und folgten ihr dann ins Wohnhaus.

In der Küche nahmen wir an dem großen Tisch Platz. Auf dem Herd brodelte schon der obligatorische Kaffee. Der Duft war uns sogar draußen schon aufgefallen.

Dann mussten wir – mit unserem holprigen Englisch – erst einmal erzählen: woher wir kamen, was wir machten, wohin wir wollten, und so weiter. Sie alle waren begeistert von unserer Abenteuerlust. Und

wie typische Touristen sahen wir ja beileibe nicht aus – mit unseren breitkrempigen Hüten, den verwaschenen Jeans und den staubigen Stiefeln. Ich hatte mich seit Tagen nicht rasiert, und ein stoppeliger Bart zierte mein Gesicht.

Auch Jürgen sah nicht viel besser aus. Er war ein Bär von einem Kerl mit seinen 90 Kilo. Ein Vollbart machte sein Gesicht kaum wiederzuerkennen – er sah aus wie «der Mann aus den Bergen». Er trug ebenfalls schon seit Tagen dasselbe T-Shirt und verwaschene Jeans. Seine Trekking-Schuhe hatten ihre besten Zeiten auch hinter sich. Ich nannte ihn immer scherzhaft den «Waldschrat».

So saßen wir also wie zwei Tramps am Küchentisch und ließen uns Kaffee und Essen schmecken. Wie gesagt: Ich hatte ständig Hunger.

Es war schon Mittag, als Monty uns schließlich bedeutete, dass es losging. Er hatte den Pickup beladen, und ich zog mir noch rasch einen Glimmstängel rein, bevor wir uns in den Wagen quetschten.

Ein Stück ging es noch auf dem Highway entlang, ehe Monty abbog und einem schmalen Waldweg folgte. Er erklärte uns, dass wir etwa zwei Stunden Fahrt vor uns hätten, ehe wir oben im Camp ankämen.

«Fahrt» war allerdings etwas übertrieben. Wir schlichen mit 15 bis 30 Stundenkilometern immer höher in die Berge. Der Weg wurde zunehmend schmaler. Es ging über Baumwurzeln und mittelgroße Felsbrocken – eine echte Piste. Aber wir waren fröhlich bei der Sache. Nach einer Weile fragte mich Monty, ob er eine Zigarette von mir haben könnte.

Grinsend gab ich ihm eine, und er zog tief und genüsslich den Qualm ein.

Rauchen ist bei den meisten Kanadiern, denen wir begegneten, ziemlich verpönt. Und Monty durfte zu Hause bestimmt auch nicht qualmen. Seine Frau würde ihm schon Bescheid geben – da war ich mir sicher.

Und ehrlich: Bei so einer Wuchtbrumme von Frau würde auch ich lieber das Weite suchen und mir keine Widerrede erlauben.

Stetig ging es bergan. Bis dahin waren wir durch dichte Nadelwälder gefahren. Hemlock-Tannen, Kiefern und Fichten bildeten eine geschlossene, dunkle Wand. Doch allmählich kamen wir der Baumgrenze näher. Die Bäume wurden kleiner, lichter, wurden abgelöst von niedrigen Sträuchern, Eiben und Krüppelkiefern. Dazwischen wuchsen kleine Inseln mit Birken und Berg-Ahorn. Der Boden wurde felsiger, war von einer dicken Schicht Moos und Farn überzogen.

Dann, ganz plötzlich, erweiterte sich der bis dahin schmale Fahrweg, und wir kamen auf ein langgestrecktes Hochplateau.

Eine Idylle wie von einer Postkarte empfing uns.

Links wurde das Plateau von niedrigen Eiben und Kiefern eingerahmt. Nach rechts stieg der Berg sanft an, seine Flanken waren von Geröllhalden durchzogen.

Vor uns breitete sich die Hochfläche aus, die langsam ansteigend bis in die schneebedeckten Regionen reichte.

Wir fuhren um einen kleinen Weiher herum, dessen glasklares Wasser in der Sonne funkelte, und kamen im Camp an.

Mehrere Leinenzelte waren dort aufgestellt.

Mitten auf dem Platz befand sich eine große Feuerstelle, auf deren Rost ein schwarzer, rußiger Kessel stand.

Wir stiegen aus und reckten erst einmal unsere steif gewordenen Glieder.



7. Kapitel Durch die Wildnis der Coast Mountains

Monty ging zu den beiden Männern, die uns entgegenkamen, und wechselte ein paar Worte mit ihnen.

Der eine, ein schlanker, etwa 1,78 Meter großer Mann mit hellem Westernhut, stellte sich als John McIntire vor.

Er war der Wildnisführer, der unsere Touren plante und die Verantwortung trug. Mit seinen Mitte dreißig sah er aus wie direkt einem Westernfilm entsprungen – der Typ, der im Sattel nicht redet, sondern handelt.

Die Begrüßung war genauso herzlich wie schon bei Monty und seiner Frau auf der Ranch. Kein großes Getue, aber ehrlich und offen.

Dann kam auch der andere dazu. Ein junger Kerl, vielleicht Mitte zwanzig.

Er stellte sich als Roland vor – das Mädchen für alles, wie wir später erfuhren. Ob Pferde, Feuerholz oder Kochtopf – er war zur Stelle, wenn's brannte. Seine Vorfahren, so hörten wir, stammten aus Deutschland. Daher auch sein Name, der hier draußen etwas aus dem Rahmen fiel.

Wir setzten uns auf die dicken Holzstämmе, die rund ums Lagerfeuer aufgestellt waren, und ließen uns nieder.

John erzählte uns, dass wir die Einzigen seien, die an der Aktion teilnahmen. Ursprünglich sollte noch eine weitere Gruppe dazustoßen. Doch die hatte – aus welchen Gründen auch immer – kurzfristig abgesagt.

Und so waren es nun wir zwei, wegen denen das ganze Abenteuer stattfand.

Man wollte uns nicht enttäuschen, sagte John.

Also hatte man kurzerhand entschieden, die Tour trotzdem durchzuziehen – der Aufwand war nicht ohne. Es war eben auch eine Kostenfrage. Je mehr Leute teilnehmen, desto günstiger wird's für jeden. Aber jetzt waren wir eben allein. Und ganz ehrlich – so gefiel uns das fast noch besser. Wer weiß, mit was für Leuten wir es ansonsten zutun hätten.

Der Aufwand war auch nicht unerheblich. Die gesamte Ausrüstung mit Zelten und Proviant für drei Tage musste mit Pick-ups hier heraufgebracht werden. Sogar die Pferde hatte man mit Lastwagen angefahren.

Dann musste das Lager vorbereitet werden. Eine Koppel aus Holzstangen war errichtet worden, um die Pferde sicher unterzubringen. Sogar eine «Shower», also eine Dusche, hatte man extra für uns installiert – die wir übrigens die ganzen drei Tage über nicht einmal benutzten. Und etwa fünfzig Meter weiter im Wald hatte man eine klassische Latrine errichtet – mit herrlichem Ausblick auf die Landschaft. Wenn schon, denn schon.

Es war also eine Menge Arbeit nötig, um uns dieses einmalige Abenteuer zu ermöglichen.

Währenddessen klapperte Roland im Küchenzelt mit dem Geschirr. Ein deftiges Essen war in Vorbereitung – und ich hatte schon wieder Kohldampf. Aus der großen Kanne brodelte der Kaffee und verströmte seinen unverkennbaren Duft.

Jetzt kam ich mir wirklich vor wie in einem echten Western. Wie ein Cowboy, der mit der Herde durchs Land zieht. Da fehlten nur noch die Rinder. Eine Idylle wie aus dem Bilderbuch – und wir mittendrin.

Dann kam auch «Butch», ein Border Collie, schwanzwedelnd auf uns zu und begrüßte uns freundlich. Ein wahrlich verschmustes Tier. Wie wir später erfuhren, jagte er leidenschaftlich gern die hier überall vorkommenden Murmeltiere. Vermutlich hielt er sie für besonders flinke Mini-Schafe, die es zu hüten galt.

Monty war derweil dabei, die Pferde am kleinen Weiher zu tränken. Die anderen beschäftigten sich mit dem Essen, und wir zwei saßen gedankenverloren auf unseren Holzstämmen und konnten kaum fassen, was wir da gerade erlebten.

Die Stille, die hier herrschte. Das Lagerleben. Und dazu diese unvergleichliche Landschaft. All das zog mich augenblicklich in seinen Bann. So – ganz genau so – hatte ich es mir in meinen Träumen immer vorgestellt: frei und ungebunden. Grenzenlose Weite und Einsamkeit. Und dazu die Pferde, die ruhig und zufrieden in der Koppel standen. Ringsherum nur Natur pur. Der Duft von Harz, vom offenen Feuer und würzigem Kaffee lag in der Luft. Herrlich. Einfach herrlich.

Ich fühlte mich wie ein König.

Nach dem kräftigen Essen und mehreren Tassen Kaffee hatte John noch einen kleinen Ausritt mit uns vor. Es war ja noch früh am Nachmittag, und schließlich wollten wir was erleben – dafür waren wir ja hier.

Da wir uns mit Pferden auskannten, boten wir an, beim Satteln zu helfen. Doch das wurde freundlich, aber bestimmt abgelehnt. *«Ihr seid Gäste»*, meinte John. *«Und Gäste arbeiten hier nicht.»*

Na schön. Also sahen wir eben nur zu – und freuten uns auf unseren ersten Ritt in Kanadas Wildnis.

Nach einer knappen halben Stunde saßen wir im Sattel. Und dann ging's los. John führte uns über das Hochplateau in Richtung der Berge, deren Gipfel wie mit Puderzucker bestäubt am Horizont lagen. Wir befanden uns hier in den Ausläufern des Küstengebirges – auf rund 1500 Metern Höhe. Bis zu den Schneefeldern dort oben fehlten vielleicht noch fünfhundert Höhenmeter.

Der Weg führte stetig bergauf. Vor uns öffnete sich ein weites Tal, in das wir hineinglitten. Zu meiner Überraschung ritten wir auf einem alten, kaum noch zu erkennenden Schotterweg. Vielleicht waren hier früher einmal Bergleute oder Waldarbeiter unterwegs gewesen –

obwohl weit und breit kein einziger Baum mehr zu sehen war. Der Boden bestand nur noch aus Geröll und Felsen.

Nach etwa einer Stunde deutete John plötzlich nach vorn. Wir ritten nun Seite an Seite, und er erzählte etwas von Gold und einem alten Mann. Doch genau verstand ich ihn nicht – der Wind pffte uns hier oben kräftig um die Ohren.

Kurz darauf erreichten wir eine Stelle, an der wohl einmal eine Hütte gestanden hatte. Die Grundmauern, lose mit flachen Steinen aufgeschichtet, waren noch zu erkennen. Dazwischen verrottete Balken, verrostete Blechdosen und Reste von alten Lederstiefeln. Es sah aus wie das letzte Kapitel einer langen, vergessenen Geschichte.

John erzählte uns, dass hier bis in die 1940er Jahre ein Goldgräber gelebt haben soll. Der Mann habe jahrelang in dieser Gegend nach Gold gesucht und sich nur gelegentlich in Kleena Kleene blicken lassen, um Vorräte zu holen und in der Kneipe einen zu heben. Und dann – eines Tages – sei er einfach verschwunden. Spurlos. Niemand habe je wieder etwas von ihm gehört oder gesehen.

Ich grinste John an und fragte: *«Und? Ist das nun eine alte Legende oder entspricht das der Wahrheit?»*

Er lachte nur und zuckte mit den Schultern. *«Wer weiß das schon?»*

Tja, man konnte glauben, was man wollte. Ich jedenfalls sah weit und breit keinen Hinweis darauf, dass hier je nach Gold gegraben wurde. Auch kein Loch in einer der Felswände, das wie ein Stollen aussah. Und der Mann hätte – nach meiner Schätzung – mindestens einen ganzen Tag gebraucht, um überhaupt bis zur nächsten Ortschaft zu kommen. Wir selbst waren mit dem Pick-up ja schon über zwei Stunden unterwegs gewesen.

Na gut – wenn er ein Pferd hatte. Aber auch das wollte versorgt werden. Und hier oben wuchs kaum Gras. Nur mageres Moos und Flechten bedeckten den felsigen Boden.

Mir jedenfalls war das Ganze ein Rätsel. Eine Geschichte irgendwo zwischen Wahrheit und Wildwest-Märchen. Und so nahmen wir sie eben schmunzelnd zur Kenntnis – halb geglaubt, halb bezweifelt.

Unterwegs ins Camp hielten wir auf einer grasbedeckten Fläche an, um den Pferden eine Rast zu gönnen. Monty und John spähten mit ihren Ferngläsern über die Hänge.

Neugierig fragte ich, wonach sie Ausschau hielten. John murmelte etwas von Bären, die sie ein Stück unter uns entdeckt haben wollten. Doch es war wohl ein Irrtum – also stiegen wir wieder in die Sättel und ritten zurück zum Lager.

Bären soll es in dieser Gegend reichlich geben. Schwarzbären und Grizzlys sind in British Columbia keine Seltenheit – besonders in den küstennahen Regionen. Während der Lachswanderungen versammeln sie sich oft an klaren Bächen und Flüssen, um sich vor dem Winterschlaf eine ordentliche Speckschicht anzufressen.

So ein Brummer kann gut und gerne bis zu 680 Kilogramm auf die Waage bringen – oder noch mehr.

Ich hätte nur zu gern einen dieser faszinierenden Raubtiere beim Fischen beobachtet. Vielleicht, so hoffte ich, begegnete uns in den nächsten Tagen noch der eine oder andere Meister Petz. Auszuschließen war das nicht – Monty trug schließlich nicht ohne Grund ein geladenes Gewehr am Sattel. Auch Pumas sollen hier in den Bergen unterwegs sein.

Als wir das Lager erreichten, hatte Roland bereits wieder Kaffee aufgesetzt, und wir ließen uns zufrieden auf unseren Baumstämmen nieder.

Es war früher Abend. Nach dem Essen und nachdem die Pferde versorgt waren, war endlich Zeit für gemütliches Plaudern am Feuer.

Wir erzählten von unseren Unternehmungen zu Hause, vom Westernclub und unseren Pferden.

John meinte lachend, er habe gleich gemerkt, dass wir uns mit Pferden auskennen – an unserem Umgang mit den Tieren und dem sicheren Sitz im Sattel.

Im Laufe des Gesprächs meinte er, dass sie schon andere Touristen auf Touren begleitet hatten. Die hätten allerdings viel Wert auf Komfort gelegt, duschten täglich und waren auch sonst eher... pingelig.

Lachend versicherten wir, dass wir mit so etwas nichts am Hut hatten. Wir waren keine verwöhnten Touristen, sondern fühlten uns draußen in der Wildnis erst richtig wohl.

Klar gehört Körperpflege dazu – aber jeden Tag duschen? Nicht unser Ding. Viele glauben ja, man beginne hier draußen bald zu stinken wie ein Iltis. Doch weit gefehlt.

Man nimmt eher den Duft der Natur an: Lagerfeuerrauch, Waldboden, Pferd. Und wenn man nicht gerade übermäßig schwitzt, ist das alles kein Problem.

Uns reichte ein Bach, ein See oder – wie hier – der kleine Weiher völlig, um uns frisch zu machen. Und übrigens: Parfüm oder Rasierwasser sollte man hier draußen besser ganz weglassen. Solche Gerüche wirken auf Bären wie eine Einladung zum Abendessen.

Dasselbe gilt für Essensreste. Die gehören entweder verbrannt oder tief vergraben. Bären können eine leere Fischdose auf Kilometer riechen – und sie kommen garantiert nicht allein.

Roland, unser „Mädchen für alles“, der deutsche Wurzeln hatte, löcherte uns mit Fragen zu deutschen Wörtern und Ausdrücken.

Als wir ihm schließlich den Begriff «Donnerbalken» erklärten – samt der passenden Verwendung im Wald – brach schallendes Gelächter aus. Und es wurde noch besser. Ich erzählte, dass mein Pferd zu Hause ein Wallach sei. Da ein Hengst im Englischen als «stallion» bezeichnet wird, versuchte ich mich zu erklären – und sagte versehentlich, es sei ein «shave stallion». Das Gelächter war groß.

Nach einem Moment begriff ich selbst, was ich da gesagt hatte – und musste ebenso herzlich lachen. Von einem rasierten Hengst hatte ich bislang auch noch nichts gehört.

Johnklärte uns schließlich freundlich auf: Ein beschnittener Hengst ist im Englischen kein «**cut stallion**», sondern schlicht ein «**gelding**».



8. Kapitel Das Gefühl von Freiheit

Ja, wir brauchten nicht viel, um an diesem Abend für mächtig Spaß zu sorgen.

Und so fanden wir erst spät den Weg in unsere Zelte.

Ich blieb noch eine Weile wach, ließ den herrlichen Tag in Gedanken Revue passieren – und schlief schließlich tief und zufrieden ein.

Am nächsten Morgen wurde ich durch wohlbekannte Geräusche geweckt.

Ich kroch aus dem Zelt und sah die anderen bereits geschäftig durchs Lager wuseln. Nur mein Freund Jürgen lag noch tief eingemummelt im Schlafsack. Was für ein Wunder – und wie er schlief! Sein Schnarchen musste selbst den letzten Bären im Umkreis von mehreren Kilometern aufgeschreckt haben.

Grinsend deutete ich auf Jürgens Zelt, als John herüberschaute. Der lachte und winkte ab – wir sollten ihn ruhig noch schlafen lassen.

Noch etwas verschlafen machte ich mich auf den Weg zur Koppel, um nach den Pferden zu sehen. Sie standen entspannt im Morgenlicht und fraßen genüsslich das Heu, das Monty ihnen schon ausgeteilt hatte.

Ich schlenderte durchs Lager, nahm meine Kamera zur Hand und streifte durch die nähere Umgebung.

Die Sonne kroch langsam hinter den Bergen hervor und tauchte die Landschaft in ein geheimnisvolles Licht. So etwas musste man einfach festhalten – nicht nur mit der Kamera, sondern auch im Herzen.

Das Licht hier oben in den Bergen war einzigartig.

Selten in meinem Leben empfand ich solch eine Ruhe, solche Ausgeglichenheit.

Die Atmosphäre war friedlich, still – wie aus einer anderen Welt.

Ich fühlte mich rundum glücklich. Ein Gefühl tiefer Zufriedenheit. Wer weiß, ob ich es je wieder so empfinden würde wie hier, in diesem Land.

Nichts war mir fremd.

Manchmal hatte ich das Gefühl, schon immer hier gewesen zu sein – als würde ich hierher gehören. Und später, an einem der vielen Lagerfeuer, fragte ich mich oft:

War ich vielleicht schon einmal hier geboren? So vertraut war mir alles. Ein lautes «Hallooo!» riss mich aus meinen Gedanken.

Jürgen war aus dem Zelt gekrochen und winkte mir lachend zu.

Ich machte mich auf den Rückweg zum Lager.

John hob die Kaffeekanne in die Höhe und rief:

«Coffeeeee!»

Bei der ersten Tasse des starken Gebräus reichte man mir auch gleich einen Teller – ein echtes Cowboy-Frühstück: Eier mit Speck, Bratkartoffeln – oder wie John sagte: «fried potatoes» – und süße Pfannkuchen mit Ahornsirup.

Ein wirklich kräftiges Frühstück.

Doch als sich das Eigelb mit dem Sirup vermischte und sich beides mit den Bratkartoffeln verband, merkte ich, dass meine Geschmacksnerven damit noch nicht ganz klarkamen.

Also beschloss ich beim Nachschlag, die Zutaten lieber getrennt zu genießen – was am frühen Morgen für einiges Gelächter sorgte.

Plötzlich – wie aus dem Nichts – flatterte ein kleiner Vogel über unsere Köpfe hinweg und ließ sich auf einer Fichte nieder.

Neugierig sah er zu uns herüber, flatterte aufgeregt mit den Flügeln.

Monty hielt eine Gabel mit einem Stück Bratkartoffel in die Höhe – und tatsächlich: Der kleine Kerl stürzte sich im Sturzflug darauf, schnappte sich den Happen und flog wieder zurück auf seinen Ast.

Lachend beobachteten wir das Schauspiel.

Nach einer Weile kam der freche Vogel sogar bis auf den Tellerrand geflogen und stibitzte sich dreist ein paar weitere Bissen.

Monty musste ihn schließlich mit der Gabel vertreiben – sonst hätte er wohl keine Ruhe beim Frühstück gefunden.

Alle lachten. So etwas hatte ich noch nie gesehen.

Johnklärte uns auf: Es handelte sich um einen Grauhäher aus der Familie der Rabenvögel. Man nennt ihn auch «Whisky-Jack» oder «Camp Robber». Und wie wir selbst beobachten konnten, machte dieser kleine Kerl seinem Namen alle Ehre – ein waschechter Lagerplatz-Räuber.

Da sich in dieser Wildnis nur selten Menschen aufhielten, waren diese Vögel äußerst zutraulich.

Immer wieder in den nächsten Tagen besuchte uns unser gefiederter Freund – und bekam selbstverständlich auch stets seine Häppchen.

Heute stand ein längerer Ausritt an.

Wie John uns mitteilte, wollten wir früh los – inklusive eines Packpferdes.

Monty war bereits dabei, die Pferde zu tränken, zu satteln und Proviant sowie diverses Zubehör auf dem Packpferd zu verstauen.

Sogar eine Motorsäge war dabei. Ich staunte nicht schlecht.

«*Wollen wir uns etwa durch die Wildnis sägen?*», dachte ich grinsend bei mir.

Schon am Vortag hatte ich beobachtet, wie Roland mit seinem Cross-Bike und einer Motorsäge losgefahren war – und erst nach mehreren Stunden zurückkehrte.

Was es damit auf sich hatte, erfuhren wir später.

Ein Stück weit folgten wir dem bereits bekannten Pfad vom Vortag. Dann bogen wir ab, und diesmal ging es durch dichtes Gestrüpp den Berg hinunter.

Das Reiten und gleichzeitige Filmen erwies sich als echte Herausforderung – in der einen Hand die Kamera, in der anderen die Zügel.

Kein Wunder, dass die Aufnahmen etwas verwackelt waren. Aber ohne meine Reiterfahrung wäre das ohnehin nicht möglich gewesen.

Über Stock und Stein ging es durch hohes Gras sanft ins Tal.
Manchmal war der Pfad so schmal, dass die Pferde kaum noch Tritt fanden.
Für Butch, unseren quirligen Border Collie, war das alles kein Problem – flink huschte er über Wurzeln und Geröll.
Schon von Weitem hörten wir das Tosen eines Wildbachs.
In der Talsohle rauschte das Wasser über Felsen und umgestürzte Bäume hinweg, bahnte sich unaufhaltsam seinen Weg.
Unsere Pferde, erfahrene Quarter Horses, waren diese Art von Gelände gewohnt.
Stark im Charakter, nervenstark und ausdauernd – wie gemacht für solche Touren.
Ohne Zögern durchquerten sie das reißende Wasser.
Auf der anderen Uferseite hielten wir kurz an, um auf die Nachkommenden zu warten.
Vor uns schlängelte sich ein schmaler Pfad steil die Bergflanke hinauf.
Im feuchten Boden entdeckte ich Reifenspuren – Rolands Motorrad war also tatsächlich hier entlanggefahren.
Der Pfad war rutschig, aber unsere Pferde waren trittsicher.
Mit etwas Mithilfe unsererseits meisterten wir auch diesen Anstieg.
Etwa hundert Höhenmeter weiter oben erreichten wir den Kamm.
Als wir abstiegen und eine kleine Pause machten, blickte ich zurück – und war erstaunt, wie tief es tatsächlich war.
Unten rauschte der Wildbach, und der enge Pfad wirkte von hier oben noch gefährlicher.
Nun ging es weiter – und zwar mitten hinein in fast undurchdringliches Gestrüpp.
Hier war wirklich unberührte Wildnis. Die Fichten und Kiefern standen so dicht, dass mir nun klar wurde, weshalb Roland die Motorsäge mitgenommen hatte.
In Kanada hat jeder Wildnis-Führer seinen eigenen Trail – und den darf kein anderer ohne ausdrückliche Erlaubnis benutzen.

Solche Wege werden in ein besonderes Buch eingetragen. Jeder «Guide» besitzt eines, und wenn er eine neue Route erschließt, ist das für ihn bares Geld wert.

Denn die Wildnisführer sind ständig bemüht, neue, unerschlossene Pfade zu entdecken – um ihren Gästen immer wieder neue Abenteuer bieten zu können.

Also war Roland tatsächlich mit der Kettensäge vorausgeritten – und hatte den Weg freigemacht.

Natürlich nur dort, wo es wirklich nötig war. So, dass man mit dem Pferd gut durchkam.

In dieser abgelegenen Gegend fällt es niemandem auf, wenn hier und da ein kleiner Baum gefällt, ein paar Äste abgesägt oder dichtes Gestrüpp entfernt wird.

Plötzlich hielt John an und hob den Arm.

Er zeigte auf eine Stelle am Stamm eines Baumes.

Zuerst sah ich gar nichts.

Doch als ich etwas höher blickte, entdeckte ich tiefe Kratzspuren in der Rinde.

Ein Grizzlybär hatte hier sein Monogramm hinterlassen.

Ein ausgewachsenes Tier, wie John vermutete.

Die Spuren befanden sich mindestens drei Meter über dem Boden.

Na, so einem Kerl möchte ich lieber nicht begegnen.

Ich musste unwillkürlich an all die Horrorgeschichten denken, in denen Menschen von solchen Bären angefallen wurden. Manche kamen nur mit viel Glück mit dem Leben davon.

Weglaufen? Keine Option. Grizzlys schaffen locker 55 Stundenkilometer.

Auf einen Baum klettern? Auch nicht das Gelbe vom Ei – Grizzlys können das ebenfalls.

Es gibt durchaus ein paar sinnvolle Maßnahmen – aber die sollen an anderer Stelle beschrieben werden.

Jürgen lachte: «Hier ist ja der Bär los!»

Ich erwiderte ganz ernst, während ich an ihm vorbei in die Wildnis starrte: «Jaa, hast recht. Guck mal hinter dich!»

Instinktiv drehte Jürgen den Kopf – und alle brachen in schallendes Gelächter aus.

Jürgen rollte grinsend mit den Augen.

Dann ging's weiter – durch unwegsame Wildnis, über Stock und Stein. Bald schon senkte sich das Gelände, und wir erreichten einen weiteren Bach.

Diesmal floss er leise und gemächlich dahin – gerade mal knöcheltief, aber kristallklar.

Wir saßen ab und erfrischten uns mit dem kühlen Wasser.

Gegenüber, am anderen Ufer, erstreckte sich eine weite, sattgrüne Wiese, durchzogen von lockerem Gebüsch und vereinzelt Bäumen.

Jürgen und ich hatten jetzt Lust auf einen ordentlichen Galopp.

Ich übergab John meine Videokamera – er sollte filmen, während wir im vollen Galopp auf ihn zuritten.

Etwa hundert Meter ritten wir voraus – dann gaben wir unseren Pferden die Sporen.

Mit einem Juchzen ging's durch den Bach zurück – das Wasser spritzte in alle Richtungen, wir johlten und riefen: «*Yippie-yeah!*»

Wie zwei wilde Cowboys preschten wir auf John und Monty zu.

Ein Heidenspaß – und auch die Pferde hatten sichtlich Freude an dem wilden Ritt.

John lachte und rief: «*Like real movie stars!*» – und reichte mir die Kamera zurück.

Hoffentlich war alles im Kasten. So etwas erlebt man nicht alle Tage.

Wir durchquerten den Bach erneut und ritten weiter durch saftiges, hohes Gras.

Mein Pferd konnte der Versuchung nicht widerstehen – im vollen Trab schnappte es sich ein Maul voll von dem köstlichen Futter.

In der Nähe einer Buschgruppe machte John Halt – hier wollten wir eine längere Pause einlegen.

Wir sattelten ab.

Geplant war, ein paar Stunden zu verweilen, um eventuell Wildtiere beobachten zu können.

Wir setzten uns auf herumliegende Baumstämme und nahmen erst mal unsere Lunchpakete in Angriff.

Wie immer hatte ich Kohldampf.

Der Wind rauschte leise durch die Büsche, die Sonne wärmte uns, und aus dem Gras zirpten die Grillen.

Schmetterlinge tanzten von Blüte zu Blüte, und es roch herrlich nach frischem Gras, Harz – und Wildnis.

Jürgen grinste mich an und fragte: «*Tut dir der A... nicht weh?*»

Ich schüttelte den Kopf: «*Nööö, nur ein bisschen die Schulter – sonst bin ich fit.*»

«*Mich wundert's auch, dass mir nix wehtut*», murmelte Jürgen.

«*Obwohl's ja schon 'ne Weile her ist, seit wir das letzte Mal geritten sind.*»

Bei mir war's ebenfalls schon eine Weile her.

Seit ich mein Pferd in Deutschland verkauft hatte, war ich in keinem Sattel mehr gesessen.

Damals musste ich eine Entscheidung treffen: Entweder weiterhin ein eigenes Pferd besitzen und regelmäßig Westernreiten – oder die einmalige Chance nutzen, für mehrere Wochen nach Kanada zu reisen.

Leicht ist mir die Entscheidung nicht gefallen.

Ich habe lange gesucht, bis ich die richtigen Käufer für mein Pferd fand.

Aber beides ging eben nicht.

Ein Pferd – und mehrere Wochen Kanada – das ließ sich nicht unter einen Hut bringen.

Das Tier hätte versorgt werden müssen. Und ich wollte nicht, dass es wochenlang nur auf der Weide stand.

Es musste geritten und trainiert werden – doch dafür fand ich niemanden.

Ich hatte meinem Pferd alles selbst beigebracht. Ich kannte jede seiner Stärken und Schwächen.

Da wollte ich nicht, dass mein Pferd von fremden Reitern versaut wurde.

Ein Pferd zu besitzen ist ein Fulltime-Job. Man muss sich um vieles kümmern – täglich.

Wer jemals selbst ein Pferd hatte, weiß, wovon ich spreche.

Also entschied ich mich, das Tier in gute Hände zu geben.

Außerdem wurde mir das alles langsam zu viel.

Seit Jahren hatte ich keinen längeren Urlaub mehr gemacht – bestenfalls mal einen Wochenendtrip im Sommer.

Dazu kamen die laufenden Kosten für Futter, Stallmiete, Tierarzt und Hufschmied.

Das läppert sich ganz schön zusammen. Also musste ich mich entscheiden.

Ich griff mir mein Fernglas und die Kamera und streifte ein wenig in der Gegend herum.

Vielleicht ließ sich ja doch noch ein Tier auf Film bannen – denn bisher war uns nicht viel begegnet.

Ein paar Wildhühner und Murmeltiere vielleicht, die flink zwischen den Felsen huschten.

Ich schlich aufmerksam durch das Gelände, um kein Tier aufzuschrecken – und entfernte mich dabei weiter vom Lager, als beabsichtigt.

Gerade wollte ich wieder umkehren, da entdeckte ich ihn hoch oben im Geäst:

Einen prächtigen Weißkopf-Seeadler – das Wappentier Nordamerikas.

Ein stattliches Exemplar, erwachsen und wachsam.

Langsam zog ich die Kamera aus der Tasche. Ich wollte filmen.

Doch noch ehe ich den Auslöser drücken konnte, erhob er sich fast lautlos – und glitt davon.

Nur sein Schrei hallte weit über das Tal.

Teufel noch mal! Was hatte ich nur für ein Pech!

Als ich ins Lager zurückkam, grinste Jürgen und rief: «Hast du den Adler auch gesehen?»

Ich erzählte ihm von meinem kurzen Moment – und er meinte:

«Ich hab ihn fotografiert. Hoffentlich ist das Bild was geworden.»

Nachdem wir eine ganze Weile entspannt und die Natur genossen hatten, gab John das Zeichen zum Aufbruch.

Langsam wurde es Zeit für den Heimweg.

Wir waren bereits seit rund vier Stunden unterwegs – es war kurz nach Mittag.

Also wieder alles einpacken, aufsatteln und los – zurück auf den Trail.

Der Rückweg führte größtenteils über denselben Pfad, den wir gekommen waren.

Doch unterwegs machten wir einen kleinen Abstecher – zu einem Wildbach, den John uns zeigen wollte.

Dorthin führte kein Pfad.

Wir mussten uns regelrecht durchs Unterholz kämpfen, die Pferde an einem geeigneten Platz zurücklassen und die letzten Meter zu Fuß weitergehen.

Das Rauschen wurde lauter – dann standen wir plötzlich vor einem schäumenden Gebirgsbach.

Kristallklares Wasser, das sich seinen Weg über unzählige Felsen bahnte.

Weiter unten verschwand es in kleinen Kaskaden zwischen dichten Büschen.

Wie flüssiges Silber schlängelte sich der Wildbach durchs satte Grün der Wildnis.

Ich kniete mich ans Ufer und trank einen großen Schluck des kalten, klaren Wassers.

Es schmeckte herrlich.

Besser als jedes Leitungswasser zu Hause.

Nach etwa einer Stunde im Sattel erreichten wir schließlich wieder den glitschigen Pfad, den wir vormittags noch bergauf geritten waren.

Es musste in der Zwischenzeit geregnet haben – der Lehm Boden war noch weicher und rutschiger als zuvor.

Nun ging's den Hang hinunter – steiler, als es vom Sattel aus vorher gewirkt hatte.

John meinte, dass wir besser absteigen sollten.

Das Risiko sei ihm einfach zu groß.

Und auch wir – obwohl erfahrene Reiter – gaben ihm recht.

Selbst John und Monty stiegen ab und überließen den Pferden den Abstieg auf eigene Faust.

Vorsichtig, den Blick auf den Boden gerichtet, rutschten sie mehr, als dass sie liefen – immer auf der Suche nach sicherem Tritt.

Aber sie kamen wohlbehalten unten an.

Wer hier im Sattel sitzen bleibt, riskiert mehr als nur einen Schreck.

Links eine steile Böschung, rechts der Abgrund hinunter bis zum Bach – da reicht ein falscher Tritt, und es kann lebensgefährlich werden.

Auch wir nahmen den Pfad zu Fuß, hielten uns an Ästen fest, um nicht ins Rutschen zu geraten – oder gar eine unfreiwillige Segelpartie hinzulegen.

Doch auch wir schafften es, stiegen wieder auf und saßen bald wieder fest im Sattel.

Wow – was für ein Ritt!

Wir verließen den bekannten Pfad und ritten einen sanft ansteigenden Hang hinauf.

Der Wald lichtete sich, und vor uns öffnete sich ein fantastischer Blick auf die gewaltigen Berge in der Ferne.

John hatte den Weg absichtlich gewählt.

Trotz der Hindernisse und des dichten Waldes kamen wir gut voran – und so blieb uns Zeit, die Landschaft ausgiebig zu genießen.

Es ging stetig bergauf.

Mal über einen steilen, engen Pfad, dann wieder über offene Hochebenen mit dichtem Gras und niedrigen Büschen.

Tief unter uns schlängelte sich – wie ein silberner Faden – der Wildbach durchs Tal.

Auf der anderen Seite erstreckte sich dichter Wald bis hinauf zu den steilen Berghängen.

Ich schätzte, dass wir mittlerweile auf rund 1.000 Meter Höhe waren.

Der Ausblick, der sich uns bot, war atemberaubend.

Zur Linken erstreckte sich ein riesiges, bewaldetes Tal – in weiter Ferne glänzte ein kleiner See im Sonnenlicht.

Unwillkürlich fragte ich mich, ob jemals ein Mensch diesen Ort zuvor betreten hatte.

Unberührt und paradiesisch lag er vor uns – seit Jahrtausenden geformt von Wind, Wetter und Zeit.

Mich beeindruckte diese Einsamkeit jedes Mal aufs Neue.

Diese Weite, diese Ruhe, das Gefühl von Freiheit – das kennt man in Europa kaum noch.

Allenfalls in den Weiten Skandinaviens, im Osten Polens oder in den Wäldern Russlands findet man noch solche Wildnis.

Selbst Monty und John – alte Hasen, was das Gelände betrifft – waren sichtlich beeindruckt.

Dann ging es weiter – langsam und vorsichtig.

Wir mussten eine breite Geröllhalde überqueren.

Nur ein schmaler Pfad führte zur anderen Seite – wohl von Wildtieren ausgetreten.

Diesmal blieben wir im Sattel.

John meinte nur trocken: «*Wenn was passiert – immer zur Bergseite abspringen.*»

Na ja – wir vertrauten darauf, dass unsere Pferde den Weg finden würden.

Mittlerweile hatten wir ein gutes Gespür für die Tiere entwickelt – und sie enttäuschten uns auch diesmal nicht.

Allerdings: Ein Blick hinunter ins Tal genügte, um Respekt zu bekommen.

Der Hang fiel mehrere hundert Meter steil ab – und nach oben hin waren es sicher auch noch fünfzig Meter bis zum Kamm.

Wenn man hier strauchelte, hatte man eine lange, unangenehme Rutschpartie vor sich ...

Doch es ging alles glatt.

Unsere Pferde schienen das nicht zu beeindruckern. Sie setzten einen Huf vor den anderen und trugen uns sicher auf die andere Seite.

Dort führte der Weg über eine grasbewachsene Ebene, durchsetzt mit dicken Felsbrocken, ehe wir erneut in dichter bewaldetes Gelände kamen.

Hier oben wuchsen vor allem Laubbäume: Birken, Ahorn und niedriges Buschwerk.

Langsam versank die Sonne hinter den Gipfeln des Küstengebirges – ein beeindruckendes Lichtspektakel begleitete unseren Weg.

Die Bergspitzen schienen im letzten Sonnenlicht zu glühen, während die Täler bereits im Dunkel versanken.

Sattes, dichtes Grün bedeckte die Talsohlen – ein ständiger Wechsel von Licht und Schatten, begleitet von einem feinen Nebel, der sich an manchen Hängen bildete.

Ein Anblick wie von einer Postkarte, wie man sie aus aller Welt verschickt.

Ich war so gebannt von diesem Schauspiel, dass ich fast in Montys Pferd geritten wäre – unsere Gruppe hatte angehalten, und ich hatte es gar nicht bemerkt.

Monty lachte leise und deutete nach vorn.

Auch John drehte sich um, legte den Finger an die Lippen: «*Psst!*»

Ich reckte den Hals – zwischen den Bäumen bewegte sich etwas.

Ein Bär?

Langsam und ohne Hast kramte ich meine Videokamera aus der Satteltasche und machte sie startklar.

Drüben im Unterholz krachte es.
Etwas Großes, Dunkles schob sich langsam aus dem Schatten.
Es war ein Elch – auf Englisch: «Moose».
Mit seiner mächtigen Schaufel trat er gemächlich aus dem Wald.
Offenbar hatte er uns noch nicht bemerkt.
Er kam vollends hervor und begann, seelenruhig an Ästen und Blättern zu knabbern.
Elche leben normalerweise in sumpfigem Gelände mit vielen Seen und Flüssen – selten trifft man sie in höheren Lagen.
Aber dieser hier schien sich wohlfühlen.
Ein gewaltiger Bursche – sicher über zwei Meter Schulterhöhe, vielleicht 600 Kilo schwer.
Ein beeindruckendes Tier.
Doch lange hielt der Moment nicht an.
Als eines unserer Pferde wicherte, fuhr der Elch zusammen und verschwand blitzartig im Dickicht.
Wir hörten nur noch das Krachen und Knacken der Äste.
Aber – ich hatte ihn im Kasten!
Wenn auch nur kurz.
Wir freuten uns wie kleine Kinder.
Endlich hatten wir eines der spektakulären Tiere Kanadas leibhaftig gesehen.
Und wer weiß ...
Vielleicht lief uns ja auch noch ein Braunbär über den Weg.
Aber jetzt wurde es Zeit für den Heimweg.
Die Sonne war längst verschwunden – und wir wollten noch vor Einbruch der Dunkelheit wieder im Camp ankommen.



9. Kapitel Abschied von den Coast Mountains

Unterwegs passierte nicht mehr viel, und so kamen wir – etwas müde, aber glücklich – im Lager an, wo uns bereits Roland erwartete.

Mit steifen Beinen glitt ich aus dem Sattel und ließ mich auf meinen Baumstamm fallen. Ich drehte mir eine Zigarette und streckte meine müden Glieder.

John lachte: *«Was a long ride today.»*

Das konnte ich nur bestätigen. Neun Stunden waren wir unterwegs gewesen – am Stück. So lange hatte ich noch nie im Sattel gesessen.

Auch Jürgen ließ sich seufzend auf einen Stamm fallen, reckte sich und sagte lachend:

«Was für ein irrer Ritt! Ich bin froh, dass wir das mitgemacht haben. Wir hätten uns in den A... gebissen, wenn wir das ausgeschlagen hätten. Auch wenn das ganze Abenteuer wieder 'ne Stange Knete kostet.»

Da konnte ich ihm nur recht geben. Wann hat man schon mal die Gelegenheit, mit Pferden durch die Wildnis Kanadas zu reiten?

Es sei denn, man bucht sowas gezielt von Deutschland aus – und kommt nur deswegen hierher.

Aber bei uns war's Zufall gewesen, dass man uns das angeboten hatte. Und keinen einzigen Cent bereute ich.

Jetzt aber erstmal einen heißen Kaffee.

Wie immer stand die große Kanne auf dem Feuer, und ich goss mir einen kräftigen Schluck in meine Blechtasse.

Roland und John machten sich gleich ans Abendessen.

Ich konnte es kaum erwarten, während Monty – wie immer – die Pferde versorgte.

Butch, unser unermüdlicher Murmeltier-Jäger, kam zu uns, um sich seine Streicheleinheiten abzuholen.

Er wirkte kein bisschen müde. Schwanzwedelnd streifte er durchs Lager und legte sich erst nach einer ganzen Weile zufrieden vor ein Zelt.

Über diesen Abend gibt es nicht viel zu berichten.

Wir saßen noch eine Weile ums Feuer, dann krochen wir früh in unsere Zelte.

Kaum lag ich in meinem Schlafsack, schlief ich auch schon – wie das sprichwörtliche Murmeltier.

Jetzt war schon der letzte Tag unseres Abenteuers angebrochen. Am liebsten wären wir noch viele Tage hier geblieben, doch alles hat mal ein Ende.

Diese drei Tage hatten mir und Jürgen so viel gegeben, dass wir sie ein Leben lang nicht vergessen würden. Den letzten Tag wollten wir aber auch noch genießen.

Nach dem – wieder mal kräftigen – Frühstück musste ich wohl nichts sagen, oder?

Wir ließen es relaxt angehen.

John erklärte uns, dass sein Pferd lose Eisen hatte, die er auswechseln musste. Da er nur Rohlinge dabei hatte, mussten diese erst im Feuer geformt werden, um dann die Hufe der Pferde zu beschlagen. Das könne eine Weile dauern.

Deshalb kam heute nur Monty mit auf einen kleineren Ausflug.

Wir machten es uns daher gemütlich und wollten erst nach Mittag einen kleinen Ritt starten. Ziel war eine in der Nähe liegende, verlassene Goldmine.

Na, da waren wir sehr gespannt.

Entspannt saßen wir am Feuer. Ich drehte mir eine Zigarette und bemerkte, dass mein Tabakvorrat zur Neige ging.

Ja, ich weiß, Rauchen ist schädlich. Aber hier geht es um eine kleine Episode, die einfach erwähnenswert ist.

Nur noch ein paar kümmerliche Krümel waren im Beutel. Und wir hatten erst Vormittag.

Jürgen, der nur Pfeife rauchte und Gelegenheitsraucher war, hatte auch nichts mehr.

Roland muss mein bedrücktes Gesicht gesehen haben. Er fragte, was los sei. Ich erzählte ihm die Situation. Er dachte einen Moment nach und meinte dann, er würde mal schnell in den Ort fahren, um mir Zigaretten zu besorgen.

Wow! Das hatte ich nicht erwartet. Mal eben schnell in den Ort – zwanzig Kilometer entfernt.

Aber er winkte ab. Kein Problem für ihn. Er fuhr sowieso gerne mit dem Bike herum.

Ich war echt verblüfft.

Er schwang sich auf sein Bike und düste davon.

Grinsend machten die anderen Witze über „*heavy smokers*“ und meinen neuen Spitznamen. Von dem Moment an nannte man mich nur noch «*Smoky*».

Und so ruft man mich bis heute.

Übrigens: Auch Jürgen hatte einen Spitznamen. Man nannte ihn kurz «J.R.», weil niemand seinen Vor- und Nachnamen richtig aussprechen konnte.

Ich lachte: «*Naja, wenn du jetzt auch so viel Kohle hättest wie der J.R. Ewing, dann wär's ja gut.*»

Der Morgen verlief ohne besondere Vorkommnisse. Nach einem reichhaltigen Mittagessen sattelten wir die Pferde. Monty, Jürgen und ich ritten gen Norden.

Auf schmalen Pfaden durch die Berge kamen wir plötzlich auf einen Schotterweg. Schon von weitem sahen wir Geröllhalden und Gerätschaften – Zeichen, dass hier einst Menschen am Werk gewesen waren.

Wir erreichten ein größeres Plateau am Berg. Ein alter Geräteschuppen, verrostete Schienenteile und umgekippte Loren lagen verstreut herum. Die Mine wurde schon länger nicht mehr betrieben. Etwas weiter entfernt lag der Eingang, nicht gerade vertrauenserrückend. Die Stützbalken hingen schief, und teilweise war der Eingang verschüttet.

Jürgen wurde neugierig und ging vorsichtig ein paar Schritte hinein. Monty rief ein paar warnende Worte, als auch ich meine Neugier nicht zügelnd konnte. Vorsichtig folgte ich Jürgen. Zum Glück hatte der immer eine kleine Taschenlampe dabei – aus welchen Gründen auch immer. Doch jetzt kam uns das Licht gerade recht.

Wir tapsten langsam ins Dunkel hinein. Wasser tropfte von der Decke. Es war kühl und feucht. Doch erstaunlicherweise war der Stollen in recht gutem Zustand. Es ging immer geradeaus. Nach einer ganzen Weile zweigten rechts und links Seitenstollen ab, doch der Schein der Taschenlampe reichte nicht so weit, dass wir das Ende sehen konnten. Vorsichtshalber machten wir kehrt und gingen zurück zum Ausgang. Es gab auch nichts besonderes zu sehen.

Monty war sichtlich erleichtert. Er trug die Verantwortung für uns. Wenn etwas passieren sollte, würde man es ihm anlasten. Und wir wollten unser Glück nicht unnötig strapazieren.

Er erzählte uns, dass die Mine schon vor Jahren aufgegeben wurde. Ein einzelner Mann-Anfangs mit einigen Hlefern, - hatte sich hier durch den Berg gegraben, auf der Suche nach Gold. Insgesamt sollen die Stollen drei Kilometer lang gewesen sein. Er arbeitete im Auftrag der Regierung der jeweiligen Region. Von allem, was er fand, bekam er einen prozentualen Anteil. Dafür wurde er regelmäßig mit Proviant und Ausrüstung versorgt.

Ein ziemlich einsames Leben, kann ich mir vorstellen.

Aufmerksam suchte ich den Boden ab, ob er vielleicht ein paar Krümel verloren hatte. Doch ich sah nichts außer Geröll und Abraum. Schade! Ein paar Goldstücke hätten unsere Urlaubskasse gut gefüllt.

Das Plateau lag etwa auf 1200 Meter Höhe. Von hier hatte man einen herrlichen Ausblick auf die Landschaft unter uns: das weite Tal mit einem See und die sanften, bewaldeten Hügel im Norden. Sogar den Highway konnte man von hier oben erkennen.

Wir mussten uns immer wieder wundern.

Wenn eine Mine ausgebeutet und verlassen wurde, räumte hier keiner auf. Alles, was nicht mehr gebraucht wurde, blieb einfach liegen. Obwohl vieles noch einen guten Schrottwert hatte. Man machte sich nicht die Mühe, den ganzen Kram wieder abzuholen.

Bei uns in Deutschland wäre so etwas undenkbar. Dort würde man sofort den Originalzustand wiederherstellen und erst mal ausgiebig kehren.

Aber in Kanada hatten wir das oft beobachtet. Hier machte man nicht so ein Gedöhs daraus. Auch auf den Ranches sah es nicht besonders ordentlich aus. Wenn jemand arbeitete, blieb das Werkzeug einfach liegen. Wieso sollte man es wegräumen? Irgendwann machte man ja weiter.

So war eben die Einstellung der Leute hier. Stress war für die meisten, denen wir begegneten, ein Fremdwort. Die ganze Lebensart der Kanadier war entspannter und lockerer.

Nachdem wir uns noch ein wenig umgesehen hatten, machten wir uns auf den Rückweg.

Als wir im Lager ankamen, hatten wir Besuch. Montys Frau war eingetroffen und empfing uns mit einem lauten «*Hallo*» und «*How are you?*». Kurz darauf hörten wir das vertraute Geknatter von Rolands Motorrad.

Ahhh, endlich bekam ich meine Glimmstängel – was für ein Geschenk! Grinsend überreichte er mir die Päckchen, und ich dankte ihm überschwänglich. Von nun an war er mein bester Freund.

Es war der letzte Abend, an dem wir gemeinsam zusammensaßen. Viel zu schnell verging die Zeit. Am liebsten wären wir noch geblieben, doch die Stunden verrannen unaufhörlich.

An diesem Abend holten wir auch das geistige Wässerchen aus unserem Gepäck hervor, das wir für genau diesen Moment aufgehoben hatten: eine gute Flasche Golden-Wedding Whisky.

Gut gelaunt saßen wir um das Feuer, und nach den ersten Bechern wurde viel gelacht und gescherzt. Wir fühlten uns sauwohl, und unsere neuen Freunde meinten, wir sollten doch einfach wieder herkommen.

Tja, wenn das alles nur so einfach wäre!

Für uns jedenfalls war es ein unvergessliches Erlebnis. Wir versprachen, in den nächsten Tagen noch einmal zur Ranch zurückzukehren. Monty hatte da noch etwas für uns, eine Überraschung, wie er sagte. Na, für Überraschungen waren wir doch immer zu haben.

So verlief der Abend in gelöster, herzlicher Atmosphäre, ehe wir ein wenig angetüdelt, aber glücklich in unsere Schlafsäcke krochen.



10. Kapitel Der Rindertrieb

Nachdem wir dieses Abenteuer in den Coast Mountains hinter uns hatten, relaxten wir erst einmal zwei Tage bei Manfred und Brigitte. Zwischendurch unternahmen wir einige Ausflüge zum Chilcoot Lake und waren zu Gast bei Hans, einem Schweizer Auswanderer, der mit seiner Frau etwa fünfzig Kilometer flussaufwärts am Chilcoot River eine Gastranch betrieb.

Dann erinnerten wir uns daran, dass wir Monty versprochen hatten, nochmals auf seine Ranch zu kommen, und machten uns auf den Weg. Wir waren gespannt, welche Überraschung er für uns parat hatte. Er freute sich sichtlich über unseren Besuch.

Auf der Ranch herrschte reger Betrieb. Kinder rannten in Reitbekleidung umher, und einige Pferde waren bereits gesattelt und bereit für einen Ausritt. Monty selbst war gerade dabei, an einem Truck herumzuschrauben.

Da die Ranch Rinder und viele Pferde besaß und man das Geld vor allem mit Reittouren und anderen Aktivitäten verdiente, war es in der Winterzeit ruhig. Aus diesem Grund arbeitete Monty zusätzlich für das Government. Mit seinem Truck fuhr er Fracht und räumte im Winter den Highway von Schnee und Eis frei.

«Das wird noch eine Weile dauern», meinte er. «Fühlt euch einfach wie zuhause.»

Das ließen wir uns nicht zweimal sagen. Ich packte meine Kamera aus und schlenderte über das weitläufige Gelände, um mir alles anzusehen. Überall waren Gatter und Koppeln, auf denen das Vieh stand. Große Weideflächen mit schattigen Baumoasen grenzten an Stallungen und weitere Gebäude. Alles war weit verstreut – hier hatte man viel Platz, was mir in Deutschland oft sehr eng und eingezwängt vorkam.

Enten, Gänse und Hühner liefen frei umher, und Karnickel hoppelten in ihren eingezäunten Bereichen. Genau so stellte ich mir eine nordamerikanische Rinder- und Pferderanch vor.

Besonders interessierte mich natürlich die Sattelkammer. Das Zaumzeug, die vielen Westernsättel und Chaps hatten es mir angetan. (Chaps sind lederne Beinkleider ohne Gesäß, die Cowboys beim Reiten tragen. Sie schützen die Beine und Hosen vor Dornengestrüpp, Hörnern der Rinder, beim Umgang mit dem Lasso oder bei Hufarbeiten mit dem Hufmesser. Auch Hufschmiede und Waldarbeiter nutzen spezialisierte Varianten der Chaps als Arbeitsschutz.)

In unserem Westernverein fertigten wir viele Lederarbeiten selbst, daher war mein Interesse an der Anfertigung und Bauweise der verschiedenen Ausrüstungsgegenstände groß.

Monty hatte seine Arbeit an dem Truck beendet und grinste: «*Today there will be a long day.*»

«*So so*», dachte ich, «*ein langer Tag also. Mal sehen, was er vorhat.*»

Wir sollten schon mal in die Sattelkammer gehen und uns Chaps aussuchen. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen und suchte mir einen originalen, aus dickem Leder gefertigten Beinschutz aus.

Jürgen murrte, weil er keine so schönen originalen Chaps wie ich fand. Jedenfalls keine, die ihm passten. So musste er sich mit modernen, aus Kunststoff gefertigten Chaps begnügen.

Monty hatte bereits gesattelte Pferde bereitstehen, und dann ging es auch schon los. Eine Weile ritten wir am Rande des Highways entlang, bis wir auf eine große Weidefläche mit viel Baumbestand und dichten Büschen abbogen. Er deutete uns an, hier zu warten. Er selbst ritt in das dichte Gestrüpp hinein, und nach ein paar Minuten trabten Rinder auf die freie Fläche hinaus.

Jetzt fiel es uns wie Schuppen aus den Haaren – wir sollten mit ihm Rinder treiben. Na, was für eine freudige Überraschung! Mein Leben lang hatte ich davon geträumt, wie ein echter Cowboy mit einer Herde

unterwegs zu sein: den Geruch von Pferden und Rindern in der Nase, das Gefühl endloser Freiheit im Herzen. Und jetzt wurde mein Traum Wirklichkeit.

Na gut, es waren keine tausend Rinder, die wir wochenlang treiben mussten. Aber immerhin – fünfundzwanzig Kuhschwänze waren ja auch schon was. Auch Jürgen war überrascht und grinste von einem Ohr zum anderen.

Zum ersten Mal trieben wir Rinder, und ich musste daran denken, wie oft ich in meinen Träumen schon auf dem großen Trail war. Ich hatte ja die einschlägigen Bücher über das Leben der Cowboys gelesen und wusste in der Theorie, worum es ging und wie man es machte. Doch Theorie und Praxis sind eben zwei verschiedene Dinge. Und offene, freie Prärie ist auch was anderes als dichtes Buschwerk und schmale Pfade.

Wir jedenfalls trieben unsere Rinder nicht auf schönem, offenem Gelände, wo man sie besser unter Kontrolle hatte. Es ging zuerst am Rande der Straße entlang, immer durch dichtes, mit trockenem, stacheligem Gebüsch bewachsenes Gelände. Bis wir abbogen und die Straße hinter uns ließen. Erst später kamen wir wieder auf ein kurzes Stück Highway zurück.

Ich versuchte dabei, einige Bilder zu schießen, doch das gab ich bald auf. Ich hatte alle Hände voll zu tun, mein Pferd zu führen und gleichzeitig auf ausbrechende Rinder zu achten. Immer wenn in diesem trockenen Gebiet grüne, satte Gräser auftauchten, war bestimmt ein Rind der Meinung, man sollte davon mal probieren – und sonderte sich von der Herde ab. Und auch einige andere waren plötzlich dieser Meinung. Da hieß es, hinterher und sie wieder zurück zur Herde treiben. Jetzt bekam der Begriff «Herdentrieb» für mich eine ganz neue Bedeutung.

Und auch Jürgen hatte seine Arbeit mit den Viechern. Manchmal sah ich ihn nicht, doch sein Fluchen und das Brechen von Ästen ließen mich immer wissen, wo er war.

Monty ritt an der Spitze und gab den Weg vor. Wir zwei mussten die Flanken der Herde begleiten und ausbrechende Tiere zurückholen. Normalerweise ritt noch ein Mann am Ende der Herde, damit keines verloren ging. Doch bei nur fünfundzwanzig Köpfen war das überflüssig.

So arbeiteten wir uns schwitzend und fluchend durch das Gelände. Wie wir erfuhren, wollte Monty die kleine Herde auf eine eingezäunte Weidefläche bringen, wo sie den Winter über bleiben sollte.

Bald hatte sich eine gewisse Routine eingestellt. Jeder wusste, was sein Job war, und mit der Zeit ging es immer besser. Auch das Fluchen hörte auf, was bei Monty immer ein breites Grinsen erzeugte.

Nach mehreren Stunden – wir trieben die Herde gerade wieder ein Stück auf der Schotterstraße entlang – kam von hinten ein Auto angefahren. Seit wir unterwegs waren, übrigens der erste Wagen, der uns auf dieser Straße begegnete. Langsam fuhr er vorbei, drehte um und kam wieder zurück. Dann hielt er am Straßenrand. Eine Frau stieg aus und sprach Monty an. Die beiden unterhielten sich, bis Monty uns zu sich winkte.

«*Na, was wird das jetzt?*», dachte ich und kam neugierig dazu.

Monty erklärte uns, dass die junge Lady eine Reporterin der *Williams Lake Tribune* sei, einer Regionalzeitung aus der Gegend. Sie würde gerne Bilder machen und uns einige Fragen stellen.

«*Na was denn jetzt? Kamen wir nun auch noch in die Presse?*»

Bereitwillig beantworteten wir die Fragen der Schönen: unsere Namen, was wir in Kanada so machten, wohin wir wollten usw. und dass wir jetzt gerade mal so als Cowboys arbeiteten. Sichtlich begeistert schrieb sie alles auf und sprach dann mit Monty noch einige Worte, ehe sie wieder in den Wagen stieg und winkend davonfuhr.

Monty erzählte uns dann, dass die Dame einen kleinen Artikel über uns schreiben wolle – mit einem Bild von uns beim Rindertreiben.

Na, das war doch was! Wir als deutsche Cowboys in einer kanadischen Zeitung. Sogar mit Bild.

Mit stolzgeschwellter Brust ging es weiter. Den Rest des Weges legten wir leichter zurück. Das Gelände wurde offener, und bald hatten wir unser Ziel erreicht. Das große hölzerne Tor wurde geöffnet, und die Rinder wurden auf die Weide entlassen. Zuvor sonderten wir noch einige aus, die auf eine andere Koppel getrieben wurden. Dann war die Arbeit erledigt, und es ging zurück.

Als wir auf der Ranch ankamen, waren wir tatsächlich seit fast zehn Stunden im Sattel. Eine stramme Leistung, wie auch Monty anerkennend bemerkte. Und als Greenhorns hätten wir gute Arbeit geleistet.

Na, das geht doch runter wie Öl.

Und so gelobt verbrachten wir den Abend mit einem guten Drink im sogenannten «Bunkhouse», der Unterkunft für Cowboys und Ranch-Helfer, und ließen die letzten Tage noch einmal Revue passieren.

Am nächsten Morgen verabschiedeten wir uns endgültig von Monty und seiner Frau – nicht ohne den augenzwinkernden Hinweis, vielleicht doch irgendwann noch einmal zu Besuch zu kommen. Es war eines von vielen Erlebnissen, die wir auf unseren Reisen machten – aber dieses hier war ganz sicher ein Abenteuer der besonderen Art. Eines, das uns noch lange in Erinnerung bleiben sollte.

Dann ging es zurück zu Manfred und auf die Gastranch.

Wir hatten vor, eine Fahrt an die Westküste nach Bella Coola zu machen. Dort erwartete uns eine Autofahrt, die wir so schnell nicht vergessen würden.

Doch zunächst zu Bella Coola selbst:

Bellacoola oder Bellakula sind Indianer aus der Sprachfamilie der Salish. Sie leben an den Ufern des Bella-Coola Rivers in British Columbia, in einem bis 1906 beziehungsweise 1955 isolierten Fischerdorf. Heute steht ihr Dorf «Qomqots» nahe der Stadt Bella Coola. Kulturell gehören sie den «Küsten-Salish» an.



11. Kapitel Nach Bella Coola an die Westküste

Die Fahrt bis an die Küste dauerte zwei Tage. In der Ortschaft Hagensborg nahmen wir uns ein Hotel, um am nächsten Tag bis zu unserem Ziel durchzufahren. Da in Kanada auf allen Highways nur 90 km/h erlaubt sind, muss man für solche Touren deutlich mehr Zeit einplanen als auf unseren deutschen Autobahnen.

Als wir am nächsten Morgen in Bella Coola ankamen, empfing uns feiner Nieselregen. Der Himmel war wolkenverhangen, Grau in Grau. Nun ja – wir konnten ja nicht immer mit Sonnenschein rechnen. Und hier an der Küste, zwischen Fjorden und Bergen, war das Wetter eben launischer als im trockeneren Landesinneren.

Doch wir ließen uns davon nicht beeindrucken. Wir stellten unser Auto ab und gingen zu Fuß los, um das kleine Fischerdorf zu erkunden. Viel gab es hier nicht zu entdecken. Das einstige indianische Dorf unterschied sich kaum von anderen an der Küste. Heute lebt man hauptsächlich vom Tourismus. Im Hafen lagen Fischerboote und ein paar Jachten vertäut. Viele Urlauber kommen her, um in den Fjorden zu angeln.

Berühmt sind die indianischen Schnitzereien. Die Werke der Nordwestküste – besonders die kunstvollen Totempfähle – wurden in nur wenigen Jahren weltbekannt und zu begehrten Sammelobjekten. Gleichzeitig aber hatte die Holzindustrie gewaltige Lücken in den riesigen Urwäldern hinterlassen. Dieser Prozess setzte bereits um 1900 ein, verstärkte sich aber in den Vierzigerjahren massiv. Später kamen Fischfabriken und -farmen hinzu, die selbst die enormen Fischbestände der Region an ihre Grenzen brachten.

Heute bemüht man sich, die Ressourcen verantwortungsvoller zu nutzen. Doch auf unserer Fahrt bis zum Ende eines der Fjorde sahen wir erneut riesige Kahlschläge an den Berghängen. Die wirtschaftlichen Interessen sind also immer noch stark ausgeprägt.

Beim Besuch in einem kleinen Imbiss lernten wir einen jungen Indianer kennen. Im Gespräch bot er uns an, Totempfähle und eine Kultstätte mit über 3000 Jahre alten Steingravuren zu besuchen – gegen ein paar Dollar, versteht sich. Mit solchen kleinen Dienstleistungen verdienen sich die Ureinwohner etwas nebenbei. Die Arbeitslosigkeit ist gerade in ihren Gemeinschaften sehr hoch.

Das wollten wir uns natürlich nicht entgehen lassen. Wir versprachen ihm, nach unserer Fahrt wiederzukommen. Am Nachmittag wollten wir uns hier, am Imbiss, erneut mit ihm treffen.

Wir hatten uns eigens eine Karte des Gebiets besorgt. Unsere Route war darauf nur als dünner Strich eingezeichnet – was so viel hieß wie: kaum befahrene Nebenstrecke, bei uns würde man das Waldweg nennen. In Kanada aber sind solche Straßen nicht gesperrt oder besonders gekennzeichnet. Man wird lediglich darauf hingewiesen, dass manche Abschnitte besser mit Allrad befahren werden sollten.

Wir aber hatten nur eine Ford-Limousine. Und die war ohnehin schon ganz schön ramponiert. Doch wir sagten uns: <No risk, no fun> – und bogen auf die besagte Schotterpiste ab, ohne zu wissen, was uns erwartete.

Außerdem hätten wir eigentlich vorher mal tanken müssen, was Jürgen allerdings gründlich vergessen hatte.

Na, was soll's? So lang wird die Strecke schon nicht sein, dachten wir noch großspurig.

Eine wahrlich abenteuerliche Fahrt begann. Erst ging es sanft, dann immer steiler in die Berge. Über enge Serpentinaen wand sich die Straße an steilen Felswänden entlang – immer weiter hinauf. Und als der Weg schließlich offener wurde und die Bäume den Blick freigaben, bot sich uns ein grandioser Ausblick auf den tief unter uns liegenden Fjord.

Beseelt von Entdeckerlust fuhren wir weiter – und kamen bald an eine Stelle, an der ein Schild auf die größten Zedern der Region hinwies.

Also: Auto rechts ran und aussteigen.

Und tatsächlich – solche Riesenbäume hatte ich noch nie gesehen. <Big Cedar Tree>.

Im Saloomt Forest Trail wanderten wir zwischen Mammutbäumen, Riesenzedern und den dicht wuchernden Pflanzen des feuchten Küstenwaldes. Der älteste und größte unter ihnen sollte über 2000 Jahre alt sein – 70 Meter hoch, mit einem Umfang von knapp 15 Metern. Wie viele Streichhölzer man wohl daraus schnitzen könnte?

Es war schlicht beeindruckend. Und ich kann jedem nur raten: Wenn er nach Kanada reist, besonders an die Westküste – ein Besuch dieses Waldes lohnt sich in jedem Fall.

Wir fuhren weiter. Unser Entdeckerdrang war noch lange nicht gestillt. Hoffentlich ließ sich auch weiterhin der Durst unseres Wagens stillen.

Denn die Tanknadel neigte sich bereits bedrohlich nach rechts.

Jürgen meinte lachend: *<Dann müssen wir eben ein Loch in den Boden schneiden und mitlaufen.>*

Aber klar doch!

Ein Stück weiter begegnete uns tatsächlich ein Motorhome – ausgerechnet an einer Stelle, an der es verdammt eng zugging.

Jürgen musste dicht an den Abgrund fahren. Ich blickte aus dem Fenster – direkt in die Tiefe.

Na Mahlzeit. Wenn hier der Wagen abrutschte, hieß es nur noch: raus aus dem Karren und guten Rutsch. Es ging bestimmt 300 Meter in flottem Tempo abwärts – direkt hinunter zum Wasser.

Doch es ging alles glatt. Haarscharf kamen wir aneinander vorbei. Und freundlich grüßend fuhr der andere von dannen. Der hatte wohl noch mehr Gottvertrauen als wir – mit so einem Riesending hier langzufahren!

Mann, war das ein Feldweg! Wir konnten uns das Lachen kaum verbeißen.

Regelmäßig warnten Schilder vor Steinschlag. Und tatsächlich – ab und zu lagen dicke Felsbrocken auf der Straße, die Jürgen mit bewundernswerter Eleganz umkurvte. Doch nicht immer gelang das ganz unbeschadet. Ein hässliches Scharren unter dem Wagen kündigte an, dass wir wieder mal Bodenkontakt hatten. Hoffentlich verloren wir nicht auch noch den Auspuff.

Der Wagen hatte sowieso schon genug Schrammen an seinem Blechkleid. Wenn das so weiterging, konnten wir ihn bei der Rückgabe gleich behalten – oder als Denkmal in Bella Coola stehen lassen.

Aber dann – tatsächlich: Wir hatten es geschafft. Wir waren bis ans Ende der Strecke vorgedrungen. Und der Wagen lief sogar noch.

Der Weg führte zwar noch ein Stück als Holzabfuhrpiste am Fjord entlang, doch dort war nur eine Lagerstätte mit dicken Baumstämmen – und ein Bootssteg, an dem ein kleiner Lastkahn vertäut lag.

Neugierig untersuchten wir das Gefährt, machten ein paar Fotos – und traten dann den Rückweg an. Viel mehr gab es hier nicht zu entdecken.

Diesmal hatten wir Glück: Kein Gegenverkehr. Doch unterwegs fing es wieder an zu regnen, und die ohnehin schon glitschige Piste wurde noch tückischer. Trotzdem erreichten wir Bella Coola ohne weiteren Schaden – und rollten als Allererstes an die Tankstelle. Unser Wagen bekam endlich seinen verdienten Schluck.

Allerdings waren wir nun knapp vier Stunden unterwegs gewesen. Von unserem jungen Indianerfreund war weit und breit nichts mehr zu sehen. Offenbar hatte er nicht damit gerechnet, dass zwei deutsche Abenteurer wirklich auf Erkundungstour gehen – oder ihm war das Warten schlicht zu lang geworden.

Wie dem auch sei – von Totempfahl und Kultstätte sahen wir an diesem Tag nichts mehr.

Jetzt war erst mal etwas anderes wichtig: ein gutes Essen. Ihr wisst schon – mächtig Kohldampf!

Anschließend fuhren wir zurück nach Hagensborg ins Hotel. Eine heiße Dusche tat gut – und danach ging's direkt in den Saloon im Haus.

Das hatten wir uns doch wirklich mal verdient. Oder etwa nicht?

Und wie es der Zufall wollte: An diesem Abend trafen wir im Saloon tatsächlich auf eine kleine Gruppe Deutscher.

Na, was für eine Überraschung!

Und aus dem einen Drink, den wir eigentlich nehmen wollten ... na ja – lassen wir das lieber.

Am nächsten Morgen jedenfalls war mein Kopf ein gutes Stück schwerer als sonst. Dazu kam: Wir mussten noch Proviant einkaufen – und ich brauchte neue Batterien. Für was eigentlich? Ich weiß es ehrlich gesagt nicht mehr. Vielleicht für die Kamera. Vielleicht für die Taschenlampe. Egal.

Jedenfalls stöberte ich mit schwerem Schädel durch den kleinen Laden und fand beim besten Willen nicht, was ich suchte. Also fragte ich die Verkäuferin. In meinem Zustand ein echtes Abenteuer – ich versuchte ihr mit etwas vernebeltem Kopf zu erklären, was ich meinte.

Nach einigem Gelächter – von ihrer Seite – zeigte sie mir dann freundlich grinsend, wo die Dinger lagen.

Ich bedankte mich etwas kleinlaut.

Jürgen stand derweil hinter mir, schüttelte belustigt den Kopf und murmelte nur: *<Typisch Smoky.>*



12. Kapitel Barkerville - Die Goldgräberstadt

Nachdem wir die Abenteuer in den Coast Mountains hinter uns gelassen und Bella Coola verlassen hatten, verbrachten wir noch einen weiteren Tag auf der gemütlichen Gastranch unserer Freunde.

Doch dann hieß es Abschied nehmen – auch wenn uns beiden nicht wirklich danach war. Unser Urlaub war eben nicht endlos. Zwölf Tage blieben uns noch, in denen wir in den Süden der Provinz reisen und von dort aus nach Vancouver weiterfahren wollten. Von dort ging es dann zurück nach Hause.

Der Abschied fiel uns schwer. Zu wohl hatten wir uns hier gefühlt – ja, fast schon heimisch. Wir hatten viel erlebt, viele Menschen kennengelernt, die uns ans Herz gewachsen waren. Doch wie so oft im Leben: Auch das Schönste geht einmal zu Ende.

So verbrachten wir noch einen letzten, ruhigen Tag mit Manfred und Brigitte an dem kleinen See. Die Sonne stand tief, das Wasser glitzerte, und es war, als wollte uns die Landschaft mit einem stillen Nicken verabschieden.

Doch eins war sicher: Wir wollten wiederkommen!

Am Morgen ging es auf dem Highway 20 erst einmal zurück nach Williams Lake. Die Stadt ist so etwas wie der Knotenpunkt aller Straßen, die sich aus Süden, Osten und Norden hier treffen.

Unser nächstes Ziel war die legendäre Goldsucherstadt Barkerville. Man hatte uns gesagt, das sei ein absolutes Muss, wenn man schon einmal in dieser Gegend unterwegs war.

Barkerville war ab 1863 das Zentrum des Cariboo-Goldrauchs in British Columbia. Der Ort liegt im Quesnel-Hochland, nahe den Cariboo Mountains, etwa 80 Kilometer östlich von Quesnel. Benannt

wurde er nach dem englischen Goldsucher Billy Barker, der hier 1862 eine ergiebige Goldader fand.

In der Folgezeit wuchs Barkerville auf über 5.000 Einwohner an. Doch vier Jahrzehnte später war die Blütezeit vorbei – die Stadt wurde zur Geisterstadt. Seit 1958 bemüht man sich, das historische Erbe zu bewahren und die Geschichte Barkervilles zu dokumentieren.

Für kurze Zeit erlebte der Ort noch einmal eine Art Wiederbelebung, als während der Weltwirtschaftskrise die Goldpreise in die Höhe schnellten und neue Glücksritter in die Region lockten.

Heute ist Barkerville ein Museumsdorf. Vom einstigen Trubel ist nur noch ein Hauch übrig, doch der Geist Billy Barkers scheint in den Straßen zu wehen. Zwischen Mai und Ende September wird das alte Leben von damals durch engagierte Menschen wieder zum Leben erweckt. Besucher können erleben, wie es sich angefühlt haben muss, als die Stadt voller Hoffnung und Goldgier war.

Wir waren wirklich beeindruckt. Es fühlte sich an, als wären wir direkt im Wilden Westen gelandet. Die alten Holzhäuser sind liebevoll und originalgetreu restauriert. Läden, Saloons, Werkstätten und Wohnhäuser stehen offen, eingerichtet wie zu Barkers Zeiten. In der kleinen Kirche werden heute noch Hochzeiten gefeiert und Predigten gehalten. Die Schule wirkt, als könne jeden Moment eine lärmende Kinderschar zur Tür hereinstürmen.

Es war bereits Ende August, die Hauptsaison neigte sich dem Ende zu. Nur noch wenige Besucher waren unterwegs, und auch die Darsteller in historischer Kleidung waren nur noch vereinzelt zu sehen.

Die Stille in den Straßen war fast feierlich. Gut für uns – denn so konnten wir das alte Barkerville in aller Ruhe und ohne touristisches Gedränge auf uns wirken lassen.

In meinen Gedanken stellte ich mir vor, wie es hier wohl früher ausgesehen haben mochte. Überall geschäftiges Treiben – Goldsucher, Abenteurer, Händler, aber auch zwielichtige Gestalten bevölkerten die staubigen Straßen. Aus den Saloons und Restaurants klang lautes

Lachen, Stimmengewirr und das Klirren von Gläsern. Dazwischen knarrten Wagenräder, bellten Hunde, riefen Händler. Und hin und wieder fielen Schüsse – wenn ein Betrunkener ausrastete oder ein Streit aus dem Ruder lief.

Man fühlte sich tatsächlich um 150 Jahre in der Zeit zurückversetzt.

Ich schlenderte gedankenverloren über die hölzernen Gehwege und hing meinen Träumereien nach. Auch Jürgen war unterwegs, streifte neugierig von Haus zu Haus und spähte in jede offene Tür.

Am Ende der Stadt entdeckten wir ein großes Wasserrad, das sofort unsere Aufmerksamkeit fesselte. Hoch oben aus den Bergen hatte man eine hölzerne Rinne gebaut, durch die bei Bedarf Wasser direkt auf das Rad geleitet wurde – ganz wie bei einer Mühle in unserer Heimat.

Die Kraft des Wassers setzte das Rad in Bewegung, und über einen mechanischen Schacht wurde goldhaltiges Geröll an die Oberfläche befördert. Oben wurde es in eine Art Lore gekippt und anschließend unten am Bach ausgewaschen. Eine clevere Methode – effektiv und weit weniger mühsam als das traditionelle Goldwaschen mit der Pfanne.

Wir gingen auf der Backstreet, einer parallel zur Mainstreet verlaufenden Gasse, langsam zurück. Damit war unser Rundgang durch Barkerville beendet – interessant, lehrreich und mit einem Hauch von Nostalgie.

Zurück in Williams Lake nahmen wir uns ein Zimmer in einem Motel. Am nächsten Tag ging es weiter Richtung Süden, nach Vernon am Okanagan-See.

Doch nach so viel Geschichte war jetzt erst einmal etwas ganz anderes angesagt: ein gutes Lokal musste her.

Ihr wisst schon – der Kohldampf.



13. Kapitel In den Süden von British Columbia

Der Okanagan Lake – ein langer, schmaler Binnensee im Süden von British Columbia – erstreckt sich über rund 135 Kilometer und misst an seiner breitesten Stelle gerade mal vier bis fünf Kilometer. Wie ein blaues Band zieht er sich durch das Okanagan-Becken, bevor er etwa 55 Kilometer vor der US-Grenze in den gleichnamigen Fluss übergeht. Die größte Stadt am Seeufer ist Kelowna, mit über 100.000 Einwohnern. Sie entstand zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als zahlreiche Europäer, darunter viele Deutsche, das fruchtbare Tal besiedelten. Heute lebt ein Großteil der Menschen in der Region vom Fremdenverkehr, aber auch von Obstbau, Weinbau und Forstwirtschaft. Gerade Kelowna hat sich zudem zu einem wirtschaftlich starken Zentrum mit florierender Dienstleistungsbranche entwickelt – eine echte Erfolgsgeschichte, wenn man bedenkt, dass hier einmal nur wilde Wälder und staubige Pfade waren.

Berühmt ist die Region auch für ihren Obst- und Weinanbau – nicht umsonst gilt das Okanagan-Tal als eine der besten Anbauregionen Kanadas. Und als ob das alles nicht schon spannend genug wäre, rankt sich auch noch eine Legende um den See: Im tiefen Wasser soll das geheimnisvolle Seeungeheuer Ogopogo leben – eine Art kanadischer Verwandter von Nessie.

So viel also zur Geschichte und Lage dieses besonderen Sees im Süden von British Columbia.

Obwohl es schon Anfang September war, war es hier unten in British Columbia noch erstaunlich warm.

Nach der langen Fahrt von Williams Lake bis hierher waren wir ziemlich geschafft und erreichten unser Ziel gerade noch vor Einbruch der Dunkelheit. In der Nähe von Vernon fanden wir einen wunderschönen Campground. Im letzten Licht des Tages suchten wir uns ein schönes Plätzchen und bauten in aller Eile unsere Zelte auf. Dann ging's auch schon direkt in die Schlafsäcke – mehr war an diesem Tag wirklich nicht mehr drin.

Ich schlief tief und fest und wurde erst durch das vertraute Klappern von Blechgeschirr geweckt. Jürgen war – wie immer – schon auf den Beinen.

Schlafrunken schälte ich mich aus meinem warmen Schlafsack. Als ich aus dem Zelt kroch, blinzelte mir die Morgensonne durch die Bäume entgegen – es versprach ein herrlich warmer Tag zu werden.

Unser Platz war wieder einer dieser großen, gut ausgestatteten Stellplätze, wie man sie überall in Kanada findet: In der Mitte ein robuster Tisch aus Holzlatten mit zwei Sitzbänken, ein paar Meter weiter die obligatorische Feuerstelle mit Grillrost. Mein kleines Zelt – von Bernd geerbt – hatte ich etwas abseits aufgestellt. Möglichst weit weg von Jürgens Lager. Der konnte nämlich schnarchen, dass selbst die Bären Reißaus nahmen.

Jürgen war gerade dabei, das Kochgeschirr und andere Utensilien aus dem Kofferraum zu kramen und auf dem Tisch zu verteilen. Fast automatisch machte ich mich daran, ein Feuer zu entzünden. Ein bisschen Brennholz lag noch da, doch bald würden wir Nachschub brauchen. Jetzt aber gab's erst mal Frühstück – mein Magen knurrte schon bedrohlich. Ein guter, heißer Kaffee dazu, und der Tag konnte beginnen.

Später saßen wir entspannt am Tisch und studierten die Landkarte. Ganz schön was zusammengekommen: Über 3.000 Kilometer hatten wir bereits hinter uns. Dementsprechend sah unser Leihwagen auch aus – der hatte dringend eine Wäsche nötig. Das wollten wir später in Vernon erledigen.

Drei Tage wollten wir an diesem schönen Ort verbringen, bevor unsere Reise weiter nach Vancouver ging.

Vernon ist ein Ort im südlichen Hinterland der kanadischen Provinz British Columbia. Er ist seit dem 30. Dezember 1892 eine Stadt («City») und zählte 1994 etwa 25.944 Einwohner. Der als «Greater Vernon» bezeichnete Raum hatte damals rund 55.000 Menschen.

Also – kein kleines Nest mehr.

Was fangen wir heute mit dem Tag an? Ich hätte mich gerne mal in der Umgebung umgesehen und beschloss, einen kleinen Rundgang zu machen. Doch zuerst wollten wir in die Stadt fahren, um einige Besorgungen zu erledigen. Der Proviant ging zur Neige – Butter, Wurst, Brot fehlten. Und, nicht zu vergessen: Das Bier war auch alle. Auf ein kühles Bier am Abend oder zwischendurch wollten wir nun wirklich nicht verzichten. Also fuhren wir erst einmal los, um die Vorräte aufzufüllen.

Verpacken und wegsperren brauchten wir hier übrigens nichts. In Kanada, und besonders auf Campingplätzen, gab es keine Diebe. Der Proviant, die Getränke – alles blieb offen auf dem Tisch stehen. Nie war etwas gestohlen oder auch nur «ausgeborgt» worden. Eine Art stillschweigender Ehrencodex, der uns immer wieder beeindruckte.

Die paar Kilometer bis in die Stadt waren schnell gefahren. Nach den Einkäufen schlenderten wir noch ein wenig durch die Straßen – auch, weil wir Durst hatten. Es war ungewöhnlich warm, ich schätzte so um die 25 bis 28 Grad. Ganz anders als oben bei Manfred und Brigitte in den Bergen, wo es nachts schon empfindlich kühl wurde. Hier hingegen empfand ich das Klima fast wie an der Adria. Auch die Landschaft erinnerte mich daran: Rund um den See sanfte Hügel, und unser Campingplatz lag in einem Fichtenwald, der sich ganz gemächlich zum Ufer hinunterzog.

Kelowna, die größte Stadt der Region und zweitgrößte in ganz British Columbia, ist bekannt für ihr Halbwüstenklima. Im Sommer kann es dort locker 40 Grad heiß werden, und Regen ist selten. Angenehme

Temperaturen um die 25 Grad gibt es im Mai sowie im September und Oktober – also genau zur richtigen Reisezeit.

Einen Namen gemacht hat sich Kelowna – und die ganze Okanagan-Region – als Obst- und Gemüselieferant und als exzellente Weinbauregion. Allein auf der Gemarkung von Kelowna und Westbank gibt es achtzehn Winzer. Mit den Nachbarorten Peachland, Summerland, Osoyoos, Oliver und Penticton sind es mehr als dreimal so viele. Sie haben sich zusammengeschlossen, um die Region zu vermarkten, und veranstalten das ganze Jahr über Wein-Festivals – meist in Zusammenarbeit mit guten Restaurants.

Hier konnte man es wirklich aushalten.

Als wir von unserem Einkauf zurückkamen, fiel mir sofort auf, dass etwas nicht stimmte. Auf unserem Tisch herrschte Chaos. Der Proviant, den wir ordentlich zurückgelassen hatten, war durcheinandergeworfen. Die Kaffeepackung war aufgerissen, der verpackte Rest von Speck und Wurst lag geöffnet da – und etwa die Hälfte fehlte. Auch der Rest sah aus, als hätte jemand eine wilde Party gefeiert.

Wir schauten uns verwundert an. Irgendetwas oder irgendjemand war hier am Werk gewesen.

Nach näherer Betrachtung kam uns ein Verdacht. Die «Einbruchsspuren» waren ungewöhnlich – keine Werkzeugspuren, keine Schuhabdrücke, nichts, was auf menschliche Täter schließen ließ. Aber wir hatten eine Ahnung. Und wir waren entschlossen, den oder die Übeltäter zu überführen.

Nachdem wir unsere frischen Einkäufe sicher in der Proviantkiste verstaut hatten, beschloss Jürgen, zum See zu gehen. Bei dem herrlichen Wetter wollte er ein Bad nehmen. Ich dagegen blieb zurück. Der Spürsinn hatte mich gepackt. Ich wollte herausfinden, wer uns beklaut hatte – koste es, was es wolle. Schließlich heißt es ja: Die Täter kehren oft an den Tatort zurück.

Also suchte ich mir einen bequemen Platz hinter einem Baum, der von ein paar Büschen umgeben war. Von dort aus hatte ich den Tisch gut im Blick, ohne selbst gesehen zu werden.

Ich zündete mir gemütlich einen Glimmstängel an und wartete. Und wartete. Und... nickte schließlich ein.

Plötzlich wurde ich durch ein Rascheln wach. Etwas knisterte auf dem Tisch. Ich reckte vorsichtig den Kopf – und da sah ich ihn!

Ich hatte es fast geahnt. Viele Leute hatten uns schon Schauergeschichten über sie erzählt. Viele waren ihnen bereits zum Opfer gefallen, doch nur wenige hatten je einen auf frischer Tat ertappt.

Mein Puls stieg. Mein Körper spannte sich an, bereit zum Sprung. Dann schoss ich aus meiner Deckung, zwei schnelle Schritte, ein beherzter Hechtsprung auf den Tisch – doch alles, was ich erwischte, war die halb volle Wasserflasche.

Der Täter?

Ein tiefschwarzer Rabe, mit einem kräftigen gelben Schnabel, stob davon – kreischend und wild gestikulierend, als hätte man ihm sein Frühstück entrissen. Er flatterte auf einen Ast in sicherer Höhe und zeterten empört weiter.

«*Na warte, Bursche!*», rief ich ihm hinterher, ganz in Rage. Erst später wurde mir klar, dass der gute Kerl wahrscheinlich gar kein Deutsch verstand. War ja schließlich ein kanadischer Rabe.

Mit grimmiger Miene sammelte ich die Überreste unseres geplünderten Vorrats zusammen, steckte sie in einen Beutel und verstaute ihn sicher im Kofferraum. Man konnte ja nie wissen – vielleicht brauchten wir den Rest ja doch noch.

Um die Enttäuschung meiner Niederlage zu verkraften, nahm ich den kleinen Rucksack und meine Kamera und begab mich auf einen Rundgang zum See. Diese Schmach musste ich erst verdauen.

Doch bei dem Anblick dieser herrlichen Landschaft war ich schnell wieder besänftigt. Es waren kaum Menschen unterwegs, als ich unten

ankam. Ich befand mich in der Badebucht, die ebenfalls zum Campingplatz gehörte. Ein feiner Kieselstrand zog sich im Halbkreis etwa zweihundert Meter dahin. Unter schattigen Kiefern standen Bänke und Tische, und selbst an Kinder hatte man gedacht – überall waren Spielgeräte aufgestellt.

Es war kurz vor Mittag, und die Sonne brannte heiß vom Himmel. Ich beschloss, es Jürgen gleichzutun und ein erfrischendes Bad im glasklaren See zu nehmen. Zu verlockend lag er in der gleißenden Sonne.

Meine Klamotten legte ich unter einen Busch und lief splitternackt ins Wasser. Es mochte vielleicht fünfzehn Grad gehabt haben – für mich einfach zu kalt. Nach einigen Schwimmstößen hielt ich es für ausreichend und kehrte ans Ufer zurück. Doch die Sonne wärmte meine schlotternden Glieder bald wieder auf.

Ich zog mich wieder an und wanderte den «Evening Trail» entlang – wobei es mir herzlich egal war, dass es noch lange nicht Abend war.

Der Weg stieg sanft an, bis ich ganz oben auf dem Kamm des Hügels stand. Von dort hatte man einen weiten, herrlichen Blick über den See. Es wirkte tatsächlich wie an der Adria.

Als ich auf den Campingplatz zurückkam, war Jürgen auch schon wieder da. Ich erzählte ihm die Geschichte mit dem Raben – er lachte sich halb tot. Und auch ich amüsierte mich im Nachhinein köstlich darüber. Von nun an würden wir wohl besser auf unseren Proviant aufpassen müssen.

Wir lungerten an diesem Tag noch ein wenig herum und vertrieben uns die Zeit mit Holzholen und dem Herstellen eines Topfreinigers. Der buschige Zweig einer Lärche eignet sich hervorragend dazu, Teller, Töpfe und Pfannen zu schrubben. Mit einem Blatt Küchenpapier wurde anschließend nachgewischt.

Am späten Nachmittag kam ein Radfahrer zu uns auf den Platz. Es stellte sich heraus, dass es der Verwalter oder Manager des Campgrounds war. Wir unterhielten uns kurz mit ihm und

entrichteten dann unseren Obolus: Für drei Tage zwölf Dollar pro Person. Da kann man doch wirklich nicht meckern – vor allem, wenn man bedenkt, dass Wasser, Brennholz und Duschen inbegriffen waren. An dieser Stelle mal eine Eigenheit kanadischer Campingplätze. Es gibt selten am Eingang Schlagbäume oder Ähnliches wie wir es von zuhause kennen mit einem Häuschen des Platzwarts. Man fährt einfach auf den Platz und sucht sich seine freie Ecke aus. Hier kommen die Verwalter dann jeden Tag selbst vorbei und sehen, wer neu angereist ist. Und wenn nicht, dann eben den nächsten Tag. Außerdem vertrauen hier die Leute auf die Ehrlichkeit. Und sie scheinen gut dabei zu fahren. Und wie wir erfahren konnten, sollte man nur 14 Tage an einem Platz verweilen. Dann sollte man weiterziehen. Die Kanadier sind ein reiselustiges Volk. Und jeder möchte ja mal an einem interessanten Ort sein Zelt aufstellen oder seinen Wohnwagen abstellen. So werden auch die kleineren Campgrounds nicht wegen Überfüllung geschlossen. Ein Rotationsprinzip sozusagen. Uns hat so eine Lösung gut gefallen. Einfach aber praktisch. Es wurde ein wunderschöner, lauer Abend. Lange saßen wir am Tisch, quatschten und diskutierten über die vergangenen Wochen. Dabei leerten wir auch das eine oder andere Glas, oder sagen wir besser «Blechtasse». Das Feuer knisterte lustig und ab und an kam doch noch jemand zugereist und suchte sich seinen Platz. Es war eine gemütliche Atmosphäre, bei der ich erst spät zu meinem Zelt fand.

Der andere Morgen war weniger gemütlich.
Eines der Biere oder Whiskys oder Tequilas musste schlecht gewesen sein.
Mann oh Mann, was war bloß los?
Meine Augen wollten nicht richtig aufgehen und mein Gleichgewichtssinn muss auch gelitten haben.
Gott sei Dank stand der Kaffeekessel schon auf dem Feuer.
Von Jürgen weit und breit nichts zu sehen.
Na, dann trinke ich den Kaffee auch alleine.
Ich sah auf die Uhr.
Es war neun.
So spät war ich selten aus dem Schlafsack gekrochen.
Ermattet setzte ich mich mit der Tasse Kaffee auf die Bank.
Mein Gott, wie der Tisch aussah.
Man konnte ja denken, es wären gestern sechs Mann zu Besuch gewesen.
Nachdem ich so drei, vier Kaffee getrunken hatte, musste ich meinen Magen mit etwas fester Nahrung besänftigen.
Ich haute mir drei Eier mit Speck in die Pfanne und hoffte inständig, er möge es doch bitte annehmen.
Während des Essens kam Jürgen angetrabt.
Breit grinsend rief er: «*Na, alles fit?*»
Ich sah ihn von unten herauf an und brummte nur: «*Bis auf meinen Kopf, meinen Magen, den Gleichgewichtsstörungen und den schlechten Augen geht's mir blendend.*»
Er lachte schallend und machte sich daran, das Geschirr zu reinigen und den Tisch aufzuräumen.
Mann oh Mann, der hatte doch gestern genau so zugeschlagen wie ich.
Wieso ist der immer so fit am anderen Morgen?
Pfeifend erledigte er die Arbeiten und dann saßen wir zusammen und überlegten, was wir heute alles anstellen wollen.

Ich hätte am liebsten eine Auszeit genommen und mit meinem Schlafsack geschmust.

Doch das wollte ich nicht eingestehen.

Da war ich hart gegen mich selber.

Doch mein Freund sagte von sich aus schon, dass wir uns heute einen ganz faulen Tag machen. Eventuell mal eine kleine Spritztour in die Gegend. Sonst nichts.

«Ohh Herrgott! Du hast mein Flehen erhört!»

Und so wurde es ein wirklich fauler Tag.

Gegen Mittag ließen auch meine Beschwerden wieder nach. Alles war gut.



14. Kapitel Eine scharfe Suppe und Aufbruch nach Vancouver

Jürgen war nach dem Essen noch einmal zu einem längeren Rundgang aufgebrochen, und ich blieb auf dem Platz. Ich nahm mir Zeit, etwas Holz zu zerkleinern, und schlenderte anschließend über den Campingplatz. Er war fast kreisförmig angelegt. Über eine Rundstraße konnte man bequem jeden Stellplatz erreichen. Ich schätzte, dass hier etwa 150 bis 200 Leute Platz hätten – bei voller Belegung.

Es waren nicht viele Besucher anwesend. Die Hauptsaison war bald zu Ende. Jeder Stellplatz war von den anderen durch eine etwa 7,8 Meter breite Baum- und Buschreihe getrennt, sodass man immer eine Privatsphäre behielt. Trotzdem war man nicht total abgeschottet. Man konnte dazwischen herumlaufen und dem Nachbarn guten Appetit wünschen.

Ich fand diese Form der Aufteilung gelungener und besser als bei uns zuhause, wo jeder fast mit den Füßen im Zelt des anderen lag.

Das Wetter war einfach herrlich, und ich nutzte die Gelegenheit, mich auszuruhen und die Natur und die Sonne zu genießen. Man kann ja nicht immer in Action sein.

Ich warf einige Kartoffeln ins Feuer und ließ sie garen. Solche «Feuerkartoffeln» esse ich für mein Leben gerne. Dazu etwas Quark mit Kräutern und saure Gurken. Dann war ich glücklich. Leider hatten wir die Gurken vergessen. Aber gab es die überhaupt hier im Lande?

Ich beschloss also, in Ermangelung dieses Gemüses, mir eine kräftige Suppe zu kochen. Nach so einer Nacht brauchte ich immer was Salziges, Deftiges. Dosen- und Tütenfutter hatten wir genügend dabei. Das war praktisch und lange haltbar.

Also schnell einen Topf Wasser heiß machen und die Tüte hinein – natürlich nur den Inhalt derselben. Schön langsam köcheln lassen, und schon lacht das Herz, und der Magen freut sich. Zwischendurch mal etwas abschmecken. Mhh, da fehlt noch was. Oder meine Geschmacksnerven hatten auch gelitten. Also noch Salz, Pfeffer und ein wenig Paprika rein.

Abschmecken!

Mhh, naja, eine kleine Prise noch. Nochmals abschmecken. Gut, so kann es bleiben. Nur die Fleischklößchen und die Nudeln brauchen noch etwas.

Zwischendurch aus der Wasserflasche einen tiefen Schluck nehmen. Irgendwie kam ich mir heute ausgetrocknet vor.

Dann weiter rühren und sich freuen.

Endlich war es so weit. Ich nahm den Suppentopf mit der Topfzange vom Feuer und stellte ihn erst einmal beiseite. Ich wollte mir nicht meine Innereien verbrühen.

Derweil sah ich einigen Raben zu, die sich lautstark in den Ästen tummelten. Drohend hielt ich ihnen meine Faust entgegen: «Lasst euch ja nichts einfallen!»

Ich hatte Heißhunger auf meine Suppe und fing an zu löffeln. Nach dem zweiten Löffel wurden meine Augen groß, und mein Atem stockte.

«Lieber Himmel, was war denn das?»

Das war doch beim Abschmecken nicht so scharf gewesen. Ich nahm noch einen Löffel voll. Doch es wurde nicht besser, eher schlimmer. Ich riss den Verschluss meiner Wasserflasche auf und schüttete mir den Inhalt wie ein Verdurstender in die Kehle.

Was hatte ich denn da gemacht?

Die Suppe war so scharf, dass sie mir die Tränen in die Augen trieb. Ich konnte kaum essen. Nur mit Mühe bekam ich noch ein paar Löffel voll herunter. Dann gab ich auf. Ich keuchte, schwitzte und rang nach Luft.

Mein Wasservorrat war auch fast alle. Also schüttete ich schnell aus dem Wasserkanister nach.

Da kam Jürgen um die Ecke. Er sah mich und rief entsetzt: *«Was ist denn mit dir los? Bist du krank?»*

Ich schüttelte nur stumm und mit Tränen in den Augen den Kopf und deutete auf den Suppentopf. Dann krächzte ich: *«Scharf, verdammt scharf!»*

«Hättest nicht zu viel würzen sollen», antwortete Jürgen trocken.

«Hab ich doch gar nicht», krächzte ich zurück, wobei mir immer noch die Tränen aus den Augen schossen und ich gierig nach der Wasserflasche griff. *«Hab nur etwas von dem Paprika reingetan.»*

Jürgen prustete vor Lachen. *«Da ist kein Paprika drin. Das ist Cayennepfeffer. Der Paprika war alle, und die Tüte mit dem Cayennepfeffer kaputt. Da habe ich eben den Pfeffer in die Tüte mit Paprika getan. Hatte ich vergessen, dir zu sagen.»*

Mit roten, tränenden Augen glotzte ich ihn groß an. *«Und ich wäre an dem Zeug fast erstickt, verdammt noch mal! Ich esse ja gerne kräftig..doch das war krass!»*, wetterte ich immer noch heiser.

Jürgen kicherte. *«Entschuldigung, hatte ich wirklich vergessen. Komm, trink ein Bierchen!»*, und konnte sich vor Lachen kaum halten.

Aber ich wollte jetzt kein Bier, verdammt noch mal. Stattdessen gurgelte ich immer wieder mit Wasser.

Das war aber auch ein Teufelszeug, dieser Cayennepfeffer.

In Zukunft wollte ich vorher den Inhalt einer Gewürztüte prüfen, bevor ich wahllos etwas in meine Suppe schüttete. Das war mir eine Lehre.

Die letzte Etappe

Die drei Tage auf dem Campingplatz bei Vernon am Okanagan Lake vergingen wie im Fluge.

Jetzt machten wir uns auf zur letzten Etappe unserer fünfwöchigen Kanada-Tour.

Mit Countrymusik im Radio ging es hinaus auf den endlosen Highway. Wir fuhren durch Landschaften, wie aus einem Westernfilm. Und die Straße gehörte fast uns allein. Kaum Verkehr. Nur hin und wieder überholten wir einen einsamen Pkw oder ein Wohnmobil.

Über sanfte Hügel schlängelte sich das helle Band der Autobahn, bis es weit in der Ferne am Horizont verschwand.

Trotz des geringen Verkehrs und der weiten Sicht durfte man hier nur 90 km/h fahren. Nur auf dem «Trans Canada Highway», der sich quer durchs ganze Land zieht, darf «gerast» werden – dort sind 110 km/h erlaubt.

Überhaupt ist das Autofahren in Kanada geruhsamer und entspannter als bei uns in Deutschland. Man nimmt viel mehr Rücksicht aufeinander. Es wird nicht gedrängelt, keiner pocht zwanghaft auf sein Recht. Wo es auf deutschen Autobahnen schnell zum Nervenkrieg wird, könnte man hier locker ein Bein zum Fenster raushängen und einfach dahinrollen. Zumal die meisten Fahrzeuge mit Automatikgetriebe fahren – auch das entschleunigt.

Wir fuhren bei Kelowna auf dem Highway 97C über Merritt und Ashcroft weiter bis nach Lillooet. Dieses Städtchen ist eigentlich nichts Besonderes, aber dennoch erwähnenswert.

Lillooet liegt im Squamish-Lillooet District in British Columbia. Der Ort entstand durch den Goldrausch von 1858, als hier die Kanuroute über den Harrison Lake – eine alternative Strecke zum Fraser Canyon – auf den Fraser River traf. In den Boomzeiten des Goldrauschs soll Lillooet 20.000 Einwohner gehabt haben. 1912 erhielt der Ort Bahnanschluss durch die Canadian Pacific Railway.

Heute liegt das Städtchen ruhig am Fraser River, bereits im Regenschatten der Coast Mountains. Neben einigen alten Gebäuden aus der Pionierzeit steht oberhalb des Ortes der sogenannte «Hanging Tree» – eine verkrüppelte alte Kiefer, an der angeblich Richter Matthew Baillie Begbie Missetäter hängen ließ.

In der ehemaligen anglikanischen Kirche befindet sich heute ein kleines Museum über die Zeit des Goldrauschs und den Eisenbahnbau. Diesen Galgenbaum mussten wir uns natürlich ansehen. Es war ein seltsames Gefühl, unter einem Baum zu stehen, an dem vielleicht einst Menschen ihr Leben ließen. Aber es war eben ein historischer Ort. Und in früheren Zeiten ging es in diesem Land nicht gerade zimperlich zu.

Ansonsten gab es in Lillooet nicht viel zu sehen – also ging es weiter auf dem Highway 99 über Whistler in Richtung Vancouver.

Wir schlugen ein letztes Mal unsere Zelte auf – auf einem kleinen Campingplatz in der Nähe der Shannon Falls.

Ankunft in Vancouver

Das war der erste und auch einzige Platz, mit dem wir nicht so zufrieden waren. Er lag gleich neben dem vielbefahrenen Highway, war nicht besonders schön – und für eine Handvoll Feuerholz mussten wir auch noch extra bezahlen. Doch für eine Nacht musste es eben gehen.

Wir waren nun schon ganz in der Nähe von Vancouver.

Es ging stetig entlang der Horseshoe Bay – hier sah man zum ersten Mal den Pazifik.

Bei Porteau Cove legten wir eine Rast ein, doch wir fühlten uns irgendwie unwohl. Der dichte Verkehr, Hubschrauber, Flugzeuge – wir waren zurück in der Zivilisation.

Jetzt mussten wir nur noch das Bed & Breakfast finden, das man uns empfohlen hatte.

Die Hardtkopfs – Auswanderer aus Deutschland – führten schon seit Jahren eine kleine Pension in Nord-Vancouver. Man hatte uns auch eine Telefonnummer mitgegeben, falls wir sie nicht finden sollten. Und die brauchten wir jetzt dringend. Wochenlang waren wir durch Wildnis und Einsamkeit gefahren – und nun der Trubel einer Großstadt. Wie sollte man hier bloß die richtige Straße finden? Vancouver ist schließlich keine Kleinstadt. Also: anrufen und nach dem Weg fragen.

Mit dem Telefonieren war das hier auch so eine Sache. Doch nach einigem Hin und Her hatten wir endlich jemanden an der Strippe – und bekamen genaue Anweisungen, wie wir zu fahren hatten. Nach einigen Irrfahrten kamen wir dann auch wirklich an. Wir wurden von der Hausherrin herzlich begrüßt und direkt auf unser Zimmer gebracht. Für die letzten drei Tage war das nun unser Zuhause.

Die Pension lag in einem ruhigen Wohnviertel mit einem großen Garten hinter dem Haus. Hier ließ es sich wunderbar entspannen – was wir nach der langen Fahrerei auch dringend nötig hatten.

Doch erst einmal suchten wir die Dusche auf. Und danach rasierte ich mich – endlich, nach so langer Zeit.

Wir kamen an wie Vagabunden – in schmutzigen Hemden und Jeans. Auch unsere Hüte hatten einiges mitgemacht, und es wurde höchste Zeit für eine gründliche Reinigung. Ich hatte einen ganzen Beutel voller Dreckwäsche, den ich hier endlich mal wieder in eine Waschmaschine stopfen konnte.

Frisch geduscht und rasiert setzten wir uns dann auf die große Terrasse hinter dem Haus. Kurz darauf kam auch der Hausherr dazu – und es gab Kaffee und Kuchen. Wie bei Muttern.

Außerdem waren noch zwei junge Frauen aus Japan zu Gast. Wie wir erfuhren, wollten sie weiter nach Deutschland reisen, um dort die Sprache zu lernen.

Na – wir hatten erstmal viel zu erzählen.

Und wie es der Zufall wollte, war auch die Schwester der Hausherrin zu Besuch. Sie stammte aus Hamburg und verbrachte hier ihren Urlaub. Man kann sich vorstellen, dass dieser Tag wie im Flug verging – es gab viel zu erzählen, und die Gespräche wollten gar kein Ende nehmen.

Am nächsten Tag wollten Jürgen, die Schwester der Hausherrin und ich unbedingt mal nach West Vancouver – aber ohne Auto. Wir nahmen den Bus und setzten mit dem sogenannten «Seabus» von Nord- nach West-Vancouver über.

Man kann hier auf ein gut ausgebautes Busnetz zurückgreifen – durch jede größere Straße führt eine Linie. Wer viel unterwegs ist, sollte sich einen Day-Pass holen (9 Dollar), der für fast alle öffentlichen Verkehrsmittel gilt. Innerhalb der Stadt empfiehlt sich bei längeren Strecken besonders der «SkyTrain» – eine führerlose Hochbahn. Damit kommt man bequem in jeden Winkel der Stadt.

Vancouver – Stadt zwischen Pazifik und Bergen

Vancouver ist die größte Stadt British Columbias, und die Metropolregion «Metro Vancouver» mit 2,3 Millionen Einwohnern die drittgrößte in Kanada. Bekannt ist sie vor allem für ihre markante Lage – eingebettet zwischen dem Pazifik und den Coast Mountains – sowie ihre hohe Lebensqualität.

Sie ist eine verhältnismäßig junge Stadt. Als Entdecker der Region gilt George Vancouver, ein Offizier der britischen Royal Navy, nach dem die Stadt auch benannt ist. Er kartografierte 1792 zum ersten Mal die Küstenlinie und nahm das heutige British Columbia für die britische Krone in Besitz.

Gegründet wurde Vancouver 1861 – maßgeblich beeinflusst durch den Goldrausch. Im Jahr 1886 wurde die junge Stadt durch ein Großfeuer verwüstet. Sämtliche Gebäude fielen den Flammen zum Opfer. Ihre eigentliche Bedeutung gewann Vancouver dann in den 1880er-Jahren, als man sie zur westlichen Endstation der Canadian Pacific Railway ernannte. Ab diesem Zeitpunkt war sie über die Schiene erreichbar – ein Wendepunkt in ihrer Entwicklung.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wuchs Vancouver rasant. 1911 wurde bereits die 100.000-Einwohner-Marke überschritten. Wirtschaftlich florierten der Rohstoffhandel und der produzierende Sektor.

Im heutigen Stadtbild sind Asiaten ein fester Bestandteil. Vor allem im späten 20. Jahrhundert wanderten viele Menschen asiatischer Herkunft – insbesondere aus Hongkong – nach Vancouver aus. Das brachte der Stadt scherzhaft den Beinamen «Hongcouver» ein. Offenheit und

kulturelle Vielfalt erleichterten die Integration – und prägten das moderne Stadtbild.

Wir fuhren zunächst nach «Gastown», den ältesten Stadtteil Vancouvers. Er liegt östlich von Downtown. Hier kann man gemütlich über altes Kopfsteinpflaster flanieren, es gibt Straßencafés, Restaurants, kitschige Souvenirläden – und natürlich die berühmte «Steam Clock» sowie die Statue von Gassy Jack, dem Namensgeber von Gastown.

Die Dampfuhr ist ein echtes Kuriosum. Alle fünfzehn Minuten gibt sie kurze Tonfolgen von sich – dieselben wie beim Big Ben in London – dazu stößt sie Dampf Wolken aus. Zur vollen Stunde ertönt sogar eine kleine Melodie. Sehr witzig.

Wir mussten uns erst langsam wieder an den Trubel einer Großstadt gewöhnen. Doch Vancouver ist wirklich eine der schönsten Städte Kanadas. Im Sommer locken Badebuchten und kleine Strände – im Winter kann man oben in den Bergen Ski laufen oder wandern.

Es gibt fast nichts, was man hier nicht unternehmen kann. Besonders erwähnenswert sind auch die vielen Parks – großzügig angelegt und gepflegt. Der eindrucksvollste unter ihnen ist der Stanley Park – eine grüne Oase direkt am Wasser.

Wir schlenderten durch die belebten Straßen und Einkaufspassagen, ließen die Eindrücke auf uns wirken – und statteten auch dem Canada Place einen Besuch ab. Dieses wohl einprägsamste Gebäude der Stadt ist ein Relikt der Weltausstellung von 1986: ein futuristisch wirkender Steg, der ins Wasser ragt, mit einem auffälligen Segeltuch-Dach. Heute dient er als Veranstaltungsort und Anlegeplatz für Kreuzfahrtschiffe.

Nach ein paar Stunden reichte es uns aber erst einmal. Wir wollten raus aus dem Trubel.

Zurück in der Pension machten wir uns gleich daran, unsere Klamotten zu sortieren und die frisch gewaschene Wäsche wieder einzupacken. Wir hatten ja einiges an Gepäck mitgeschleppt – jeder einen vollen

Seesack, dazu Rucksack und Handgepäck. Ich zusätzlich noch die Kamera samt Zubehör.

Bei unseren Flügen waren wir jedes Mal froh, wenn wir das ganze Zeug endlich abgegeben hatten.

Am nächsten Tag schlug man uns vor, auf den Grouse Mountain zu fahren – den «Hausberg von Vancouver».

Im Sommer hat man von dort oben einen atemberaubenden Blick über die Stadt – im Winter ist er ein beliebtes Skigebiet. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, hinaufzugelangen: mit der Seilbahn oder zu Fuß. Die Gondel ist allerdings recht teuer (33 kanadische Dollar, Stand Juli 2007). Der sogenannte «Grouse Grind» hingegen ist ein extrem steiler Wanderweg mit über 1000 Höhenmetern – gut drei Kilometer lang und nicht ohne.

Ein letzter Abend über den Lichtern der Stadt

Wir wollten oben im Restaurant einen schönen Abend genießen und festlich speisen. Es sollte der krönende Abschluss eines unvergesslichen Urlaubs werden.

Mit der Seilbahn fuhren wir bequem auf den Grouse Mountain, den «Peak of Vancouver». Etwa fünfzehn Minuten brauchte die Gondel bis zur Bergstation. Unterwegs erklärte der Gondelführer, was man alles von hier oben sehen konnte – die Sehenswürdigkeiten der Stadt, die Wasserstraßen, die Brücken. Doch er sprach so schnell, dass ich nur die Hälfte verstand.

Wir hatten extra unsere besten Hemden und Jeans angezogen, aber ich kam mir trotzdem irgendwie fehl am Platz vor. Es war ein gediegenes Restaurant, mit weißen Tischdecken, Kerzenlicht und leiser Musik. Wir bekamen einen Tisch direkt am Fenster – mit einem atemberaubenden Blick auf Vancouver.

Bei einem ausgesucht feinen Essen ließen wir den Abend auf uns wirken. Und es war wirklich unvergleichlich, das Lichtermeer der Stadt zu beobachten, als die Dunkelheit langsam hereinbrach.

Tief unter uns lag die Lions Gate Bridge, die Nord-Vancouver mit dem Stanley Park verband. Auf der glitzernden Wasserfläche des Pazifiks lagen große Schiffe vor Anker, und der Blick reichte bis weit nach West Vancouver.

Die Sonne senkte sich langsam in ein tiefes Rot und verschwand schließlich hinter dem Horizont. In der Ferne konnte man nur noch schemenhaft erkennen, wo Vancouver Island lag.

Ein unvergesslicher Abend fand sein Ende.

Mit vielen Eindrücken und einer gewissen inneren Ruhe fuhren wir in unsere Pension zurück.

Am nächsten Morgen war es dann so weit. Unser Abenteuer Kanada neigte sich dem Ende zu. Es lag eine leise Melancholie in der Luft, als wir uns frühmorgens von den Hardtkopfs verabschiedeten.

Wir gaben den Leihwagen am Flughafen zurück und checkten ein. Nachdem wir unser schweres Gepäck los waren, gönnten wir uns in der Flughafenbar noch ein letztes kanadisches Bier. Dann hieß es: Boarding.

Nachdenklich und noch etwas wirr im Kopf von all den Eindrücken saß ich im Flugzeug und dachte: *«Nein, das war bestimmt nicht das letzte Mal in Kanada.»*

Ich schaute aus dem Fenster. Die Häuser, Straßen und Wälder wurden kleiner, bis sie schließlich im Dunst der aufgehenden Sonne verschwanden.

«Goodbye, Kanada. Leb wohl.»

Wir werden uns wiedersehen. Versprochen.

Ein Nachklang aus der Ferne

Einige Wochen später, längst wieder im alten Trott, lag plötzlich ein Päckchen in unserem Briefkasten. Es war von unserem Freund Manfred.

Neugierig öffnete ich es – darin lag eine kanadische Zeitung, die *«Williams Lake Tribune»*. Auf der Titelseite prangte ein großes Foto:

wir beide, mitten im Getümmel des Viehtriebs. Zwei deutsche Kerle auf kanadischem Boden, die als Cowboys arbeiteten.

Darunter standen unsere Namen und ein kurzer Bericht über den Viehtrieb – ein ehrlicher, knapper Artikel, wie ihn nur ein lokaler Reporter schreiben kann.

Dieses Bild hängt heute noch bei uns. Und zwar an einem ganz besonderen Ort: im Western Saloon, den wir uns zu Hause eingerichtet haben. Ein Stück Kanada an der Wand, eine Erinnerung an staubige Wege, weites Land – und an ein Abenteuer, das uns niemand mehr nehmen kann.

So endete unser erster großer Abenteuerurlaub in Kanada – voller Eindrücke, Geschichten und Begegnungen, die sich tief eingebrannt haben. Wir hatten das Land auf eigene Faust erlebt, von der rauen Wildnis bis zum Glanz der Großstadt, und dabei mehr gesehen, gefühlt und begriffen, als man je in einem Reiseführer finden könnte.

Doch damit war unser Fernweh noch lange nicht gestillt. Im Gegenteil – es war geweckt worden.

Denn schon bald sollte es weitergehen: Unser nächstes Ziel war der hohe Norden. Der Yukon. Ein Landstrich, so wild und ursprünglich, wie man es sich nur vorstellen kann.



15. Kapitel Abenteuer im Yukon Territorium 1996

Unser Traum war es immer, einmal den Indian Summer zu erleben – mit seiner Farbenpracht, dem Geruch des Herbstes und dem sich langsam ankündigenden Winter.

So beschlossen wir 1996, in den Yukon zu reisen und mit dem Kanu den gleichnamigen Fluss zu befahren.

Mein Freund und ich waren schon viele Flüsse und Seen gepaddelt – in Deutschland ebenso wie hier in Kanada. Doch der berühmte Yukon River, das sollte unser nächstes großes Abenteuer werden. Und ich hoffte sehr, auch einmal Tiere der Wildnis beobachten zu können, besonders den gewaltigen Grizzly, den uneingeschränkten Herrscher des Nordens.

Von Whitehorse aus – der Hauptstadt des Yukon-Territoriums – wollten wir bis Carmacks paddeln, etwa die Hälfte der Strecke bis Dawson City. Die Gesamtstrecke bis dorthin beträgt rund 740 Kilometer, also hatten wir etwa 300 Kilometer vor uns. Diese Etappe wollten wir in neun Tagen schaffen – wenn uns der Fluss und das Wetter keinen Strich durch die Rechnung machten.

Durch Zufall lernten wir einen Deutschen kennen, der mit seiner kanadischen Frau in der Nähe von Whitehorse einen Kanuverleih betrieb. Bei den beiden bekamen wir alles, was man für eine solche Tour braucht. Zelte, Schlafsäcke und Kleidung hatten wir selbst mitgebracht.

Zusätzlich kaufte ich mir noch ein Paar Winterstiefel, die Temperaturen bis minus 42 Grad aushalten sollten.

Na, auf solche Kälte konnte ich gern verzichten – aber wir mussten wirklich damit rechnen, dass es auf dem Fluss kalt werden würde. Und

je weiter wir nach Norden kamen, desto früher würde der Winter hereinbrechen.

Wir wollten den historischen Spuren der Goldsucher und Abenteurer von einst folgen und starteten unsere Kanu-Tour auf dem mächtigen Yukon River. Unterhalb von Whitehorse, an einem Campingplatz am Lake Laberge, legten wir los.

Abseits der Zivilisation und mitten in der Wildnis folgten wir den alten Routen des großen Goldrausches. Vorbei an verlassenen Siedlungen, Trapperhütten und den Überresten alter Raddampfer genossen wir die unvergleichliche Landschaft des Yukon. Immer wieder stießen wir auf Relikte vergangener Zeiten.

Mit ruhigen Paddelschlägen glitten wir dahin – vorbei an sanft geschwungenen Hügeln, deren Hänge mit Nadelwald und farbenprächtigen Laubbäumen bewachsen waren.

Etwa 20 Kilometer nördlich von Whitehorse durchfließt der Yukon den Lake Laberge. Der rund 65 Kilometer lange und bis zu vier Kilometer breite See entstand durch eine Ausweitung des Flusses. Gefürchtet sind hier die starken Fallwinde in Süd-Nord-Richtung, die bis zu zwei Meter hohe Wellen aufkommen lassen. Man hatte uns gewarnt und geraten, stets an einer Uferseite zu bleiben, um bei plötzlichem Unwetter rasch an Land zu kommen.

Wie berechtigt diese Warnung war, erfuhren wir am späten Nachmittag, als wir unser erstes Camp errichteten. Der Wind frischte auf, und binnen Minuten bauten sich meterhohe Wellen auf dem See auf. Weiße Schaumkronen tanzten wie die Mähnen wilder Pferde auf der donnernd ans Ufer rollenden Brandung.

Von unserem letzten Trip auf dem Tatlayoko Lake in British Columbia waren wir ja schon einiges gewohnt. Doch das hier war eine ganz andere Liga. Noch nie zuvor hatten wir einen See erlebt, der so furchteinflößend sein konnte.

Wir erkundeten die Uferregion rund um unser Camp und standen schließlich auf einer Klippe. Als Videofilmer wollte ich dieses

Schauspiel natürlich festhalten. Ich musste mich breitbeinig hinstellen, um nicht von den starken, böigen Winden aus dem Gleichgewicht gebracht zu werden. Mit meinen 65 Kilogramm war das auch nötig. Mein Freund hingegen stand mit seinen 90 Kilogramm da wie ein Fels in der Brandung.

Fast wie an einer Meeresküste donnerte die Brandung an das felsige Ufer. Wir mussten unsere Hüte festhalten, sonst wären sie auf und davon geflogen.

Auch in der Nacht ließ der Sturm nicht nach. Vorsorglich hatten wir unsere Zelte mit zusätzlichen Seilen gesichert.

Unruhig verbrachten wir die Nacht, und ich wurde immer wieder durch das Rauschen des Windes, das Knacken der Bäume und die Brandung aus meinem ohnehin nicht tiefen Schlaf gerissen.

Früh stand ich am nächsten Morgen am kiesigen Ufer und sah auf den tobenden See hinaus.

Grinsend kam Jürgen dazu und meinte: *«Das ist was. So einen Sturm habe ich auch noch nicht erlebt.»*

Wir hofften, dass sich der See im Laufe des Tages wieder beruhigen würde. Schließlich hatten wir noch eine große Strecke vor uns und mochten hier nicht tagelang festsitzen.

Doch die Natur hatte kein Einsehen. Es verging der Tag, ohne dass der Sturm nachließ.

So verbrachten wir die Zeit mit Kaffee trinken, Essen – und wieder Kaffee trinken. Was nichts Außergewöhnliches war. Hier draußen hatte man ständig Hunger. Die reine Luft, die Bewegung und die Anstrengung des Paddelns forderten viele Kalorien – und die mussten aufgefüllt werden.

So verging der Tag – und auch die nächste Nacht.

Am darauffolgenden Morgen wurde ich früh wach. Eine merkwürdige Stille umgab uns. Ich kroch aus dem Zelt und ging zum Ufer. Kaum ein Wind regte sich. Der See lag ruhig und still vor mir. Die Sonne kam langsam hinter den Bergen hervor und tauchte die Landschaft in ein

unwirkliches Licht. Einzelne letzte Regenwolken zogen langsam am Himmel entlang, und es versprach endlich, ein schöner Tag zu werden. Dieser Anblick ließ ein breites Grinsen auf unseren Gesichtern erscheinen, und es wurde erst einmal das obligatorische Lagerfeuer entfacht.

Nach einem kräftigen Frühstück beluden wir unser Kanu und fuhren frohgelaut auf den See hinaus.

Verlassene Orte zeugten von der Zeit, in der die ersten Goldsucher diesen Fluss befuhren. Alte Mounity- und Telegrafestationen, Handels- und Versorgungsposten, Überreste der Schaufelraddampfer – sie begleiteten uns während der gesamten Tour.

Einige unserer Camps befanden sich in unmittelbarer Nähe dieser historischen Stätten und gaben uns viel Zeit zum Erkunden.

Diesen Tag konnten wir in aller Ruhe durchpaddeln.

Schnell ließen wir den See hinter uns und erreichten gegen Abend Lower Laberge.

Obwohl der Wind noch einmal kräftig auffrischte, bekamen wir keine großen Probleme mehr.

Hier, bei Lower Laberge, befand sich in früheren Zeiten ein Handelsposten und eine Telegrafestation, die Whitehorse mit Dawson City verband.

Auch wurden hier bis in die 1950er-Jahre die legendären Raddampfer mit neuem Feuerholz beladen.

Es muss früher reges Treiben geherrscht haben. Sogar ein alter Truck stand noch rostend herum und zeugte von glorreichen Zeiten. Eine historische Stätte.

Wir standen abends noch lange am Ufer und genossen einen herrlichen Sonnenuntergang.

Jürgen, mein Freund, warf die Angel aus und versuchte, ein Abendessen aus dem Fluss zu fischen – doch kein Fisch wollte anbeißen.

Nach einem kleinen Schlummertrunk ging es früh in die Schlafsäcke.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, bemerkte ich, dass die Zeltdecke eigenartig weiß erschien. Ich fühlte mit dem Finger – und es war tatsächlich Raureif.

Ich zog meine warmen Klamotten an und kroch aus dem Zelt.

Jürgen war schon wach und hatte ein Lagerfeuer entfacht. Fröstelnd hockte ich mich nah ans Feuer und genoss den heißen Kaffee.

Lachend bemerkte Jürgen, dass es acht Grad minus seien. Er war früh wach geworden und hatte den gefrorenen Wasserkanister aufgetaut.

So schnell ging das hier. Ohne Vorankündigung war der Winter ins Land gezogen.

Doch wir waren gut gerüstet. Schon in Deutschland hatten wir damit gerechnet, dass es sehr kalt werden könnte. Wir waren schließlich Mitte September in Whitehorse angekommen und hatten unseren Urlaub bis in den Oktober hinein geplant. Die letzten paar Tage wollten wir dann – wie schon beim vorigen Mal – bei unseren Freunden in British Columbia verbringen.

Doch jetzt ging es erst mal weiter – auf dem berühmten und legendären Yukon River.

Kurz nachdem wir gestartet waren, hielten wir noch einmal an, um unseren Wasserkanister mit frischem Wasser aufzufüllen.

An den vielen kleinen Bächen, die in den Fluss mündeten, waren die Ufer bereits leicht vereist. Doch es versprach, ein sonniger und schöner Tag zu werden.

Auf dem Fluss kamen wir – im Gegensatz zum See – gut voran. Auf fließenden Gewässern ist das Paddeln viel einfacher. Der Yukon floss in dieser Zeit mit etwa acht bis zehn Stundenkilometern dahin. Und so glitten wir fast mühelos vorwärts.

Der Tag auf dem Fluss hatte etwas Faszinierendes. Die Sonne schien. Ruhig floss der Yukon dahin. Diese Stille, nur unterbrochen vom Glucksen des Kielwassers und dem rhythmischen Eintauchen der Paddel – sie tat der Seele gut.

Kaum ein Laut war zu hören. Nur ab und zu kreiste ein Adler weit über uns und suchte mit seinen unverkennbaren Rufen nach Beute.

Jeder von uns hing in diesen Momenten seinen Gedanken nach.

Ich dachte an die vielen Tausenden von Glücksrittern und Abenteurern, die diesen Fluss einst befahren hatten. An die Raddampfer, die Fracht und Waren aller Art zu den Goldfeldern am Klondike und nach Dawson City brachten.

An George Washington Carmack, Skookum Jim und Dawson Charlie, die am 16. August 1896 am später berühmt gewordenen Discovery Claim fündig wurden. An Jack London und seine Geschichten von Wolfsblut, dem Lockruf des Goldes und dem Ruf der Wildnis – Bücher, die ich schon als Jugendlicher verschlungen hatte.

Irgendwie konnte ich es kaum glauben, dass wir jetzt wirklich auf diesem legendären Fluss dahinglitten.

Der Name Yukon geht auf den gleichnamigen Strom zurück, der durch das Territorium bis nach Alaska fließt. Seine Bezeichnung stammt von *yukunah*, der Sprache der Gwich'in-Indianer – es bedeutet so viel wie großer Fluss.

Noch heute liegen am Ufer die Überreste alter Fischerdörfer.

Ein Ruf von Jürgen riss mich aus meinen Gedanken. Er hatte die Flusskarte studiert und meinte, dass wir bald an der Ortschaft Hootalinqua ankämen.

Dabei handelt es sich um eine frühere Siedlung und einen sogenannten Woodyard – also einen Holzplatz – aus der Zeit des Goldrausches.

Heute stehen dort restaurierte Cabins, und es gibt ein Camp mit Outhouse für Flusswanderer. Der Lagerplatz bietet sich wegen seiner Weitläufigkeit besonders für größere Gruppen an. Wenn man einen kleinen Bach überquert, gelangt man außerdem zu einem kleinen Friedhof. Dort stehen alte Grabmale von Weißen und Indianern.

Wir aber wollten weiter und unser Camp auf der Shipyard Island aufschlagen.

Diese Insel im Yukon River liegt etwa 500 Meter unterhalb des ehemaligen Woodyards von Hootalinqua und ist ein beliebter Haltepunkt für Flusswanderer.

Auf der Frontseite der Insel lag das Wrack der Evelyn. Überall auf der kleinen Insel waren Relikte aus der Zeit des Goldrausches verstreut. Dieses Schiff hatte einst Passagiere auf dem Yukon befördert. Später wurde es verkauft und unter dem Namen Norcom weiterbetrieben. Doch lange hielt es nicht: Bei einer Fahrt lief es auf Grund und wurde an der Hülle beschädigt. Die Gesellschaft entschied sich gegen eine Reparatur – zu teuer, zu wenig Nutzen. Seitdem liegt die Evelyn hier am Shipyard und erzählt still ihre Geschichte.

Übrigens: Alles, was auf der Insel liegt, steht unter Denkmalschutz. Es ist streng verboten, mit den Überresten der Schiffe oder Gebäude ein Lagerfeuer zu entfachen oder gar ein Steak zu braten.

Nachdem wir wieder unsere Zelte aufgebaut und den Kaffeeessel über dem Feuer aufgehängt hatten, machten wir einen Rundgang über die Insel. Überall lagen Spuren vergangener Zeiten. Ich entdeckte sogar eine alte Münze, die noch aus britischer Zeit stammte – und steckte sie mir ein. Natürlich wusste ich, dass das Aufsammeln und Mitnehmen alter Relikte verboten ist. Aber ich konnte nicht widerstehen. Es war, als hielte ich ein Stück Geschichte in der Hand.

Die mächtige Antriebsachse der Evelyn lag unweit des Wracks, daneben die alten Winden, mit denen man einst die Schiffe zu Wasser gelassen hatte. Es war wirklich spannend, hier herumzustöbern.

Der nächste Morgen begann trüb. Graue Wolken hingen über dem Fluss und versprachen nichts Gutes. Kaum waren wir wieder unterwegs, zogen dunkle Schwaden über den Himmel. Mal sehen, was uns heute erwartet, dachte ich.

Wenig später tauchte vor uns eine Stromschnelle auf, verursacht durch einen größeren Bach, der in den Yukon mündete. Eine willkommene Abwechslung im sonst gleichförmigen Rhythmus des Paddelns. Jauchzend und lachend steuerten wir unser Kanu mit kräftigen

Schlägen hindurch. Das Boot lag gut im Wasser – kein Wunder bei etwa achtzig Kilo Ausrüstung.

Dann trauten wir unseren Augen kaum: Als wir eine große Flussbiegung passierten, versperrte uns eine neblige Wand die Sicht. Die Sonne war verschwunden. Und plötzlich begann es zu schneien. Von einem Moment auf den anderen.

Jürgen rief lachend: *«Jetzt erleben wir mal einen kanadischen Winteranfang.»*

Auch ich musste lachen. Irgendwie hatte ich so etwas ja erwartet. Gut, dass wir unsere wasserdichten Überhosen trugen – die hielten die Nässe draußen. Die Kälte war erträglich. Nur die Beine froren etwas ein, da man sie beim Paddeln kaum bewegte. Doch nach einem kurzen Stopp am Ufer und ein paar Schritten zum Aufwärmen war alles wieder gut.

Eigentlich waren wir hergekommen, um den Indian Summer zu erleben. Stattdessen begrüßte uns der kanadische Frühwinter – und das mitten im September. Damit hatte ich ehrlich gesagt nicht gerechnet. Aber wir fanden es großartig. Nach ein paar Minuten ließ der Schneeschauer nach, und durch die grauen Wolken blinzelte die Sonne wieder hervor.

Jürgen deutete nach oben. Und tatsächlich – ein Weißkopfseeadler zog lautlos seine Kreise am Himmel. Majestätisch, aber leider zu hoch, um ihn mit der Kamera einzufangen.

Der Fluss wurde schmaler. Trotz des leichten Nebels konnte man das Ufer gut erkennen. Am kiesigen Strand sah man deutlich, wie hoch der Wasserstand im Frühjahr bei der Schneeschmelze anstieg – geschätzt vier bis fünf Meter. Das angeschwemmte Treibgut, das sich zwischen Ästen und Büschen verfangen hatte, war ein stiller Zeuge davon.

Nach einigen Kilometern hörten wir plötzlich ein lautes Knacken und Brechen von Ästen. Wir ließen das Kanu langsamer treiben. Da traten vier Elche aus dem Dickicht ans Ufer. Was für gewaltige, majestätische

Tiere. Ihre Schaufeln wirkten noch größer als auf jedem Foto, das ich je gesehen hatte.

Leider trieb uns die Strömung zu schnell vorbei, um die Kamera noch rechtzeitig herauszuholen. Die Elche blieben nur kurz stehen, warfen einen Blick in unsere Richtung – und verschwanden dann krachend wieder im Unterholz.



16. Kapitel Kanutour auf dem legendären Yukon River

Schon längst hatten wir uns an das freie, wilde Leben gewöhnt.

Tag für Tag glitten wir auf dem endlosen Band des Yukon durch die Wildnis.

Wir genossen das bunte Bild des Lagerlebens – das knisternde Feuer, den rußigen Kochtopf, den dampfenden Kaffeekeßel. Und immer wieder dieser allgegenwärtige Geschmack von Rauch.

Das Gefühl für Zeit verschob sich. Hunger und Müdigkeit wurden zu unseren neuen Taktgebern.

Nach Stürmen und Schneeschauern reckten wir uns hoffnungsvoll den Sonnenstrahlen entgegen. Die Launen der Natur bestimmten unser Handeln – aber wir ordneten uns ihnen gern unter.

Fernab des 21. Jahrhunderts lebten wir in einer eigenen Welt. Reduziert auf das Kanu, den Fluss – und die geheimnisvolle Mauer aus Wildnis, die uns umgab.

Wir waren nun am sechsten Tag unterwegs, als wir die Einmündung des Big Salmon Rivers erreichten. Dort lag das verfallene Big Salmon Village.

Auch hier hatte es einst regen Betrieb gegeben. Ein Postamt, ein paar Hütten – Relikte aus der Zeit des Goldrausches. Heute dient der Ort nur noch den hier ansässigen Ureinwohnern während der alljährlichen Lachsfang-Saison als Unterkunft.

Als wir am flachen, schlickigen Ufer anlegten, kam plötzlich ein junger Mann auf uns zu. Wir begrüßten ihn auf Englisch, doch er winkte ab, lachte und rief:

«Ihr könnt ruhig Deutsch sprechen.»

Na sowas – in der tiefsten Wildnis trafen wir einen Landsmann!

Wie sich herausstellte, stammte er aus Chemnitz und war mit einer Gruppe junger Leute unterwegs. Er selbst hatte sich kurzerhand entschlossen, mal allein den Big Salmon River zu befahren. Und traf hier in die Enmündung des Yukon Rivers.

Wir waren beeindruckt von seinem Mut. Das hier war schließlich kein Sonntagsausflug auf der heimischen Elbe. In der kanadischen Wildnis kann allerhand passieren – und bis überhaupt jemand nach einem sucht, können Tage vergehen. Sich hier mutterseelenallein auf einen Seitenfluss zu wagen, verlangt schon eine gute Portion Courage.

Auch er wollte – wie wir – bis nach Carmacks, um dort abgeholt zu werden.

Am Abend saßen wir lange am Feuer, erzählten von unseren Abenteuern und teilten einen guten Tropfen. Die Zeit verging schnell – viel zu schnell.

Diese Tage im Yukon bedeuteten für mich alles. Sie waren unbeschreiblich und tief beeindruckend. Genau das hatte ich gesucht: Einsamkeit, Stille, Abenteuer. Aber auch Freiheit.

Sich ganz der Natur unterwerfen – ohne Ablenkung, ohne Netz, ohne Rückversicherung.

Wer hierher kommt, muss Achtung mitbringen – vor der Weite des Landes, dem Wetter, der Wildnis. Leichtsinn, Selbstüberschätzung oder naive Vorstellungskraft können hier rasch ins Verderben führen. Die Natur verzeiht nichts.

Wie wir von Einheimischen erfuhren, waren schon einige Kanuten verunglückt – aus Übermut oder Unwissenheit.

Am nächsten Tag – wieder so ein regnerischer, nebelverhangener Morgen – verspeisten wir mit großem Appetit den Fisch, den uns der junge Mann beim Abschied überreicht hatte.

Über dem offenen Feuer gebraten, schmeckte uns die Forelle vorzüglich. Da wir ständig Hunger hatten und unsere Energiereserven auffrischen mussten, kam uns dieser große Fisch gerade recht.

Wie immer verbrannten wir die Überreste im Feuer. Und wir achteten sorgsam darauf, keine Lebensmittel offen herumliegen zu lassen.

Es wurde langsam dämmrig, und Jürgen schnarchte schon in seinem Zelt. Ein Geräusch da hinten, irgendwo im Wald, ließ mich aufhorchen. Durch das leise Tröpfeln des Regens drang ein seltsames Schnaufen. Was war das? Mein Herz fing an zu pochen. Oft genug hatte ich solche Geräusche schon in Filmen gehört, wenn Tierfilmer Bären beobachteten. Mein Gott! Das wird doch nicht einer aus dieser Gattung sein?

Ich horchte mit angehaltenem Atem, und mein Adrenalinpiegel schoss plötzlich in die Höhe. War es der leichte Wind, der durch die Kronen der Bäume strich? War es ein knarrender Ast?

Mir wurde etwas mulmig. Es würde doch nicht ausgerechnet jetzt ein Bär durch das Unterholz streifen?

Eilig verstaute ich unsere Vorräte, die noch offen herumlagen, in die Blechkiste und schlich zu Jürgens Zelt, um ihn zu wecken. Der grunzte und öffnete verschlafene Augen. Ich erklärte ihm die Situation und was ich vermutete. So schnell hatte ich meinen Freund noch nie aus dem Zelt kriechen sehen.

Wir standen da und starrten in die Richtung, aus der das grunzende Geräusch kam. Doch außer dem leisen Tröpfeln des Regens war nichts mehr zu hören. Ich atmete auf. Langsam baute sich mein Adrenalinpiegel wieder ab.

War wohl doch kein Bär gewesen, meinte ich. Trotzdem – so ganz traute ich der Sache dann doch nicht. Immer wieder schweifte mein Blick in die Runde, und ich versuchte, durch die einsetzende Dämmerung und den Nieselregen etwas zu erkennen. Am Feuer hockend, das ich mit einigen trockenen Ästen hochlodern ließ, tastete ich nach meinem Bowiemesser. Mehr instinktiv, als dass ich wirklich etwas damit hätte anfangen können. Eine moralische Unterstützung sozusagen. Denn welcher Bär fürchtet sich schon vor so einer Klinge?

Dann plötzlich ... Wie ein dunkler, großer Schatten näherte sich etwas unserem Lager. Kein Schnaufen, kein Grunzen war zu hören. Der Schatten kam einfach lautlos zwischen den dichten Bäumen hervor. Ich stieß Jürgen an, der mit dem Rücken zu dem Schatten saß. Er drehte sich um und stand langsam auf. Ich spürte, wie mir eine Gänsehaut über den Rücken lief. Die Härchen auf meinen Armen richteten sich auf. Dann erkannten wir den Schatten. Ein Grizzly trottete langsam und gelangweilt auf uns zu, schnüffelte hier und da im Gras und tat so, als würde er uns nicht bemerken. Der kurze, stummelartige Schwanz und der muskulöse Buckel über den Schultern ließen ihn als solchen erkennen.

Etwas erleichtert stellten wir fest, dass es sich um einen Jungspund handelte. Wir schätzten sein Alter auf etwa drei Jahre. Das hieß, dass er vor kurzem erst von seiner Mutter entwöhnt worden war und noch sehr unerfahren wirkte. Doch ein Kuschelbär war er beileibe nicht. Braunbären können bis zu 60 km/h erreichen, und wenn er wollte, würde er uns als Vorspeise auch nicht verachten. Aber Meister Petz machte keinen bedrohlichen Eindruck. Trotzdem zogen wir es vor, langsam nach hinten auszuweichen, wobei wir beruhigende Worte sprachen. Genug Sicherheitsabstand einhaltend, beobachteten wir das prächtige Tier. Es schnüffelte jetzt auf unserem Lagerplatz herum – in der Erwartung, etwas Fressbares zu finden. Doch wir hatten alles gut und fest in einer Alukiste untergebracht und alle Abfälle verbrannt.

Neugierig untersuchte er dann unsere Zelte und kratzte mit der Tatze vorsichtig an einer Plane herum. Ich grinste Jürgen an.

«Hoffentlich muss nicht einer von uns heute Nacht im Freien schlafen, wenn der die Zelte zwerstört.»

«Dann trete ich den Kerl aber kräftig in den A...», raunte Jürgen breit grinsend.

Na ja – ob er das auch in die Tat umgesetzt hätte, wage ich zu bezweifeln.

Und so standen wir eine ganze Weile etwa dreißig Meter entfernt und beobachteten fasziniert, wie der junge Bär unser Lager durchsuchte. Innerlich verfluchte ich mich, weil ich meine Kamera im Zelt liegen hatte. Das hätte jetzt spektakuläre Aufnahmen gegeben. Doch ich hätte mich gehütet, jetzt dorthin zu schleichen, um sie zu holen.

Langsam fiel auch die anfängliche Anspannung und Angst von uns ab. Wenn man sich einem Bären gegenüber richtig verhält und ihm Sicherheitsabstand gewährt, wird in der Regel nichts passieren. Menschen fallen nicht in das Beuteschema solcher Tiere. Und zudem schien er gut genährt und satt. Jetzt suchte er nach Beeren, die hier überall reichlich vorkommen, ehe er sich in seinen Winterschlaf begibt. Nachdem er noch ein Loch in mein Zelt gerissen, die Proviantkiste umgeworfen und mit einem Fetzen Plane gespielt hatte, trollte er sich langsam wieder in die Büsche. Noch eine Weile hörten wir das Knacken von Ästen, dann war es still.

Erleichtert lachend hockten wir uns wieder ans Feuer. Komischerweise waren unsere Gespräche danach irgendwie lauter als sonst üblich.

Als die Dunkelheit vollends hereinbrach, legten wir einige dicke und noch einigermaßen trockene Äste auf das Feuer. Es sollte so lange wie möglich brennen. Man weiß ja nie!

Die Nacht schlief ich unruhig – man könnte auch sagen: mit einem offenen Auge. Bei jedem Geräusch, das die Natur hervorbrachte, wurden meine Ohren größer. Mir schossen die Bilder durch den Kopf, die ich in Filmen gesehen hatte – Camper, die von Bären attackiert wurden. Einer, der aus seinem Zelt gezerzt und auf Nimmerwiedersehen verschwunden war. Nur die Überreste seines Zeltes wurden später zerfetzt aufgefunden. Eine Gänsehaut überzog mich bei diesen geistigen Bildern.

Müde und unausgeschlafen kroch ich morgens aus dem Schlafsack. Jürgen war schon wieder damit beschäftigt, das Feuer zu entfachen und Kaffee zu kochen. Er grinste mich breit an und fragte scheinheilig:

«Na, hast du gut geschlafen?»

Er sah allerdings auch nicht gerade aus, als hätte er wie ein Murmeltier gepennt – was er mir dann auch bestätigte.

Wenigstens waren über Nacht die Regenwolken verschwunden, und es versprach, ein trockener und sonniger Tag zu werden.

Das letzte Lager, bevor wir Carmacks erreichten, mussten wir uns hart erarbeiten. Wir waren in ein weit verzweigtes Gebiet des Flusses geraten. Viele Seitenarme machten das Durchkommen kompliziert, und wir mussten mehrmals die Karte herausholen, um zu sehen, wo es weiterging. Es konnte schnell passieren, dass man in eine Sackgasse geriet oder einen großen Umweg in Kauf nehmen musste.

Wir wollten dem Hauptarm folgen und hatten vor, am späten Nachmittag nach einem geeigneten Lagerplatz Ausschau zu halten. Allerdings hatten wir diesmal kein Glück und fanden so schnell keine trockene Stelle am Ufer, um unsere Zelte aufzubauen. Überall war Schwemmland, und die Ufer waren zu dicht bewachsen.

Also hielten wir uns an die linke Uferseite des Flusses, in der Hoffnung, hier ein gutes Plätzchen zu finden. Doch die ganze Uferregion war steil und mit dichtem Gebüsch bewachsen. Dann jedoch entdeckten wir auf der anderen Seite des Flusses eine Möglichkeit. Aber wie dahin kommen?

Wer einmal auf einem Fluss gepaddelt ist, weiß, wie stark die Strömung sein kann – besonders dann, wenn ein Seitenarm des Flusses genau hier einmündet. Und kein Mensch käme auf die Idee, gegen den Strom anzukämpfen. Doch wir hatten keine andere Wahl, wollten wir nicht von der Dunkelheit überrascht werden.

Also blieb uns nichts anderes übrig, als auf die andere Seite des Flusses zu wechseln. Nach einer kurzen Rast am schmalen Ufersaum spuckten wir in die Hände und packten es an. Und obwohl wir schon sieben Stunden gepaddelt waren, nahmen wir noch einmal all unsere Kräfte zusammen.

Mit kräftigen Paddelschlägen kämpften wir schräg gegen die Strömung an. Erst jetzt spürten wir, wie stark und schnell sie wirklich war. Sie

riss uns mit, und ich dachte einen Moment lang, dass wir das niemals schaffen würden. Wie wild kämpften wir uns vorwärts. Meine Arme begannen zu schmerzen, aber wir durften nicht nachlassen. Gegenseitig trieben wir uns mit lauten Rufen an.

Langsam kam das Ufer näher. Wir sahen die Bäume, wie sie stetig an uns vorbeizogen. Die Strömung zog uns mit unbändiger Kraft weiter flussabwärts. Fast wollte ich schon aufgeben. Noch zehn Meter ... noch fünf Meter – dann hatten wir es endlich geschafft!

Mit letzter Kraft trieben wir das Kanu aus der Strömung in ruhiges Ufergewässer. Wir zogen es an Land und ließen uns erschöpft auf den steinigen Ufersaum fallen. Wieder so ein Kraftakt, den wir bei unserem Flussabenteuer bewältigen mussten.

Naja, ein reiner Erholungsurlaub war es ohnehin nicht. Wollten wir auch gar nicht. Dann hätten wir uns auch an einen sonnigen Strand legen und den ganzen Tag Sangria trinken können.

Später, im Schein des Feuers, lachten wir darüber, wie wir unseren letzten Lagerplatz auf der Tour so hart erkämpfen mussten. Doch das Erlebnis der Wildnis, die Freiheit, die man dabei empfand, entschädigte uns für alles. So wollten wir es haben!

Wer einmal von den Wassern des Yukon getrunken hat, der will es immer wieder trinken.

Der Platz zum Zelten war zwar nicht optimal, aber immerhin trocken und eben. Ich hatte Blei in den Armen und war froh, als das Zelt endlich stand und der obligatorische Wasserkessel über dem Feuer hing. Und was auch wichtig war: Es war fast windstill. So nah am Ufer hätten starke Windböen den Genuss unseres Kaffees und des Golden Wedding ein wenig geschmälert.

Nachdem wir am nächsten Tag noch einige verlassene Trapperhütten hinter uns gelassen hatten, erreichten wir Carmacks – einen kleinen Ort am Klondike Highway. Schon eine Weile vorher erkannten wir in den Hügeln oben den Highway und wussten, dass wir bald wieder in der Zivilisation sein würden – am Endpunkt unserer Tour.

Dann tauchte auch schon die Brücke auf, über die die Straße führte,
und wir hatten es geschafft.



17. Kapitel Dawson City. Die Stadt des Goldrausches

Carmacks – ein kleiner Ort mit nicht einmal fünfhundert Einwohnern – lag nun vor uns. Er zog sich entlang des Yukon Rivers und lag direkt am Klondike Highway. Die Brücke, die sich hier über den Fluss spannte, war eine von nur vier, die überhaupt den Yukon im ganzen Territorium querten. Ich wusste, dass der Ort nach George Carmack benannt war, einem der Männer, denen man lange den Goldfund am Bonanza Creek zuschrieb – der Fund, der den Goldrausch am Klondike entfesselte.

Carmack selbst hatte in den 1890ern nicht weit von hier eine Kohlemine entdeckt, und noch heute wird in der Gegend rund um Carmacks industriell Kohle, Kupfer und auch Gold abgebaut. Indianer der Little Salmon/Carmacks First Nation leben in der Region, und ihre Präsenz ist hier allgegenwärtig – in den Namen, der Sprache, den Schildern und auch im Umgang der Leute untereinander.

Für Flusswanderer wie uns gibt es in der Nähe einen großen Campingplatz, der auf die Bedürfnisse von Kanuten eingestellt ist. Doch für uns endete hier die Tour – nach über 300 Kilometern auf dem Yukon.

Am Nachmittag wurden wir abgeholt. Das Kanu wurde verladen, wir kletterten müde, aber zufrieden in den Wagen und fuhren zurück nach Whitehorse. Die Flussfahrt lag nun hinter uns – ein Stück Wildnis, das uns tief beeindruckt hatte und das uns beiden wohl ewig im Gedächtnis bleiben würde.

Wieder im Hotel angekommen, machten wir uns daran, unsere Ausrüstung zu sortieren. Während der Kanu-Tour kam natürlich so einiges durcheinander – es war eben kein Urlaub mit Hotelkomfort.

Was nicht sofort gebraucht wurde, landete irgendwo im Packsack, und Ordnung hielt man sowieso nur, solange das Wetter es zuließ. Jetzt, mit einem festen Dach über dem Kopf und einem richtigen Bett in Aussicht, war es ein angenehmes Gefühl, wieder etwas Struktur in die Sachen zu bringen.

Doch lange wollten wir uns nicht aufhalten. Unser nächstes Ziel stand schon fest: Dawson City – der legendäre Ort des Goldrausches. Ein Mietwagen sollte uns dort hinbringen, und wir freuten uns darauf, dem Geist des Goldes noch ein Stück näher zu kommen.

Gegen Abend saßen wir im hoteleigenen Saloon und ließen uns das Bier schmecken. Kathrin und Angela, die beiden Bedienungen, freuten sich über unseren Besuch und lauschten interessiert unseren Erzählungen. Sie lachten und meinten, dass sie selten solche Typen wie uns zu Gesicht bekämen. In unserem Outfit sahen wir auch wirklich nicht aus wie normale Touristen.

Ich war seit Tagen nicht rasiert. Unseren Hüten sah man an, dass wir sie nicht aus Jux trugen, und die Jeans hatten dringend eine Wäsche nötig – ebenso wie die Hemden. Alles in allem hoben wir uns ziemlich deutlich von der üblichen Urlaubertruppe ab.

Der Abend wurde mal wieder lang – was sicher auch an der gemütlichen Bar, den netten Bedienungen und den interessanten Gesprächen mit anderen Gästen lag.

Totmüde, aber entspannt und fröhlich, fielen wir schließlich in die Betten.

Am nächsten Morgen schliefen wir erst einmal aus – also, ich zumindest. Jürgen war wie immer der Erste, der auf der Matte stand.

Mein Kopf brummte ein wenig, und schlaftrunken wand ich mich aus dem Bett. Ich brauche von Haus aus schon eine gewisse Zeit, um richtig wach zu werden – und nach dem gestrigen Abend dauerte es noch etwas länger, bis meine Lebensgeister zurückkehrten.

Heute wollten wir uns einen Leihwagen besorgen. Möglichst einen Allrad-Pick-up, mit dem man auch über Stock und Stein fahren konnte.

Doch zuerst musste eingekauft werden. Wir brauchten frische Lebensmittel – und ich wollte mir eine schöne, warme Jacke zulegen, die ich auch zuhause noch gut gebrauchen konnte. Wir ahnten bereits, dass es in den nächsten Tagen richtig kalt werden könnte. Auf unserer Kanutour hatten wir ja schon einen Vorgeschmack bekommen.

Zum Glück kam uns wieder Jessica zu Hilfe. Sie fuhr uns in der Stadt herum und gab uns Tipps, wo man gut und preiswert einkaufen konnte. Sogar einen deutschen Laden gab es hier – eine Art Metzgerei mit kleinem Imbiss.

Jessica ist Kanadierin und mit Mike verheiratet, einem deutschen Auswanderer. Deshalb konnte sie auch ganz passabel Deutsch sprechen. Die beiden waren unsere «Outfitter» für die Kanutour gewesen – und halfen uns auch sonst bei so mancher wichtigen Angelegenheit.

In dieser deutschen Metzgerei bestellten wir erst mal eine Portion Kassler mit Sauerkraut.

Naja ... von zuhause war ich da etwas anderes gewöhnt. Aber man muss eben Abstriche machen – auch, was die deutschen Speisen hier betrifft. Anschließend fuhren wir in die Nähe des Flughafens zu einem Autoverleih. Bei Norcom suchten wir uns einen Leihwagen aus. Ein Ford Pick-up mit Sechszylinder-Motor hatte es uns angetan. Er war zwar nicht mehr der Neueste, aber preiswert – und wir wollten ja schließlich nicht auf eine Ausstellung.

Der Wagen war robust und hatte eine geschlossene, geräumige Ladefläche. In der Fahrerkabine befand sich eine durchgehende Sitzbank. Auf der hätte ich bequem ausgestreckt schlafen können.

Als wir alle Formalitäten abgeschlossen hatten, fuhren wir zurück zum Hotel und luden unsere Ausrüstung in den Wagen.

Die Stadt der Goldsucher

Wir wollten nicht noch einmal im Hotel übernachten. Deshalb fuhren wir wieder auf den Campground am Lake Laberge zurück – jenen Platz, von dem aus wir unsere Kanu-Tour gestartet hatten.

In der großen Gemeinschaftshütte machten wir es uns gemütlich. Zu dieser Zeit war niemand mehr auf dem Platz. Alles war leer und still. Nur in der Ferne heulten einige Huskys auf einem der einsam gelegenen Anwesen.

Es wurde allmählich kälter, und die Luft roch bereits nach Schnee.

Ich sammelte Holz und entfachte ein Feuer im Yukon-Ofen. Außerdem hatte ich schon wieder Kohldampf, also packte ich die mitgebrachten Hähnchenschenkel aus und stellte die Pfanne auf die Kochstelle. Schon bald brutzelten sie herrlich duftend vor sich hin, und wir machten es uns bequem.

Da die Hütte keine geschlossenen Fenster hatte, nahmen wir unsere Notfall-Planen und hängten sie vor die Öffnungen. Wenigstens dort, wo wir saßen, sollte der Wind nicht ungehindert hineinpfifen. Ansonsten war die Hütte offen – keine Tür, keine Fensterläden, die man hätte schließen können.

Aber so waren wir wenigstens halbwegs geschützt. Und der immer heißer werdende Yukon-Ofen tat sein Übriges, damit wir uns wohlfühlen konnten.

Da wir keine Zelte aufbauten, schliefen wir nachts im Pick-up. Jürgen, der Bär, legte sich auf die Ladefläche hinten, und ich machte es mir vorn im Führerhaus bequem. Bei meiner Körpergröße von nur 1,70 Metern passte ich bequem auf die durchgehende Sitzbank. Eingeuschelt in meinen dicken Schlafsack träumte ich dem nächsten Tag entgegen.

Am Morgen weckte mich ein Poltern auf der Ladefläche. Jürgen wickelte sich gerade aus seinem Schlafsack. Ich selbst war schon eine Weile wach gewesen, hatte nur gedöst und war wieder eingenickt. Die Scheiben des Pick-ups waren vom Atem angelaufen – ich konnte nichts nach draußen sehen.

Es dämmerte bereits, und auch ich schälte mich aus meinem warmen Schlafsack und schlüpfte in die Winterstiefel. Als ich die Tür öffnete, bekam ich große Augen: Bis zum Knöchel stand ich im Schnee.

Es hatte über Nacht angefangen zu schneien. Die ganze Landschaft war unter einer weißen Decke verschwunden. Nur der See lag blau und still vor uns.

Jürgen kam lachend um den Wagen herum und rief:

«*Jetzt haben wir unseren kanadischen Winter!*»

Wir frühstückten noch ausgiebig, dann ging's los – auf dem Highway 2 Richtung Norden.

Von Skagway führt die Straße zunächst 24 Kilometer (15 Meilen) über den White Pass in den Coast Mountains von Alaska. Danach verläuft sie rund 56 Kilometer (35 Meilen) durch British Columbia, ehe sie auf den Alaska Highway trifft, mit dem sie ein kurzes Stück gemeinsam verläuft. Der Rest der Strecke führt durch den Yukon bis nach Dawson City. Insgesamt misst die Route 712 Kilometer (443 Meilen). In Alaska heißt sie Route 98, im Yukon schlicht: Highway 2. (Klondike Highway)

Stundenlang fuhren wir durch eine Landschaft, die fast menschenleer war – endlose Weite, rau und still, doch von einer Schönheit, wie man sie nur selten erlebt. Worte konnten kaum fassen, was das Auge sah und das Herz empfand.

In der Nähe der Five Finger Rapids lag bereits Schnee. Die Landschaft wirkte, als hätte jemand sie mit Puderzucker bestäubt – gute zwanzig Zentimeter hatten sich über das Land gelegt.

Wir steuerten den Parkplatz beim Aussichtspunkt an. Von dort aus wollten wir uns die berühmten Stromschnellen einmal aus der Nähe ansehen. Ein schmaler Pfad und Holztreppe führte hinunter zum Fluss. Jetzt im Oktober führte der Yukon wenig Wasser. Er strömte ruhig und harmlos durch die enge Passage. Nichts erinnerte an die Gefahr, die diese Stelle früher einmal bedeutete.

Die Five Finger Rapids – eine markante Felsformation im Yukon River, etwa 20 Kilometer flussabwärts von Carmacks – bestehen aus vier Basaltsäulen, die den Fluss in fünf einzelne Stromschnellen teilen. Von Goldsuchern wurden sie «die Finger» genannt.

Seit den 1880er Jahren waren die Rapids ein gefürchtetes Hindernis für all jene, die auf dem Weg nach Alaska oder Dawson waren. Viele verloren hier ihre Ausrüstung, manche sogar ihr Leben. Raddampfer mussten mit Stahlseilen und Winden mühsam manövrieren, um sicher hindurchzukommen. Eine der Säulen wurde später weggesprengt, um die Durchfahrt zu erleichtern. Seither sind die Stromschnellen zumindest für Schiffe weitgehend passierbar.

Wir standen still und blickten hinab auf den breiten, dunklen Fluss. Kein Lüftchen regte sich. Es war vollkommen ruhig.

Und plötzlich – aus der Ferne – drang ein Laut zu uns herüber: ein langgezogenes, klagendes Heulen.

Waren es Wölfe?

Ich lauschte angestrengt. Das klagende Heulen wiederholte sich noch ein paarmal. Es hörte sich an, als wäre es ganz in der Nähe. Doch bei dieser Stille hört man Wölfe Kilometer weit. Wölfe sind sehr scheue Tiere. Sie zu beobachten, brauchte viel Zeit und Geduld. Und man musste schon genau wissen, wo genau sie sich aufhalten. Vielleicht waren es aber auch nur Huskys, auf einem der weit verstreuten Anwesen.

Wir stapften zurück zu unserem Auto und setzten die Fahrt fort. Doch heute würden wir es nicht mehr bis nach Dawson City schaffen. Zwar sind es nur 536 Kilometer, doch mit der erlaubten Höchstgeschwindigkeit von 90 km/h auf den kanadischen Highways und den teilweise vereisten Straßen zog sich die Strecke ganz schön in die Länge. Gegen Abend fanden wir einen Parkplatz bei Steward Crossing, parkten unseren Pick-up und verbrachten die Nacht dort, bevor es am nächsten Tag weiterging.

Dawson City liegt am Ostufer des Yukon River, an der Mündung des Klondike River, knapp 240 Kilometer südlich des nördlichen Polarkreises. Einst wurde die Stadt als das «Paris des Nordens» gefeiert, als Goldsucher aus aller Welt hierher strömten, um ihr Glück zu finden. Für kurze Zeit, Ende des 19. Jahrhunderts, war Dawson die größte Stadt westlich von Winnipeg und nördlich von Seattle.

Heute ist Dawson City noch immer ein faszinierender Ort voller Geschichte und Charakter. Die restaurierten Gebäude, die Klondike-Attraktionen und die lebendigen Veranstaltungen lassen die Goldgräberzeit wieder lebendig werden. Besucher können selbst nach Gold suchen oder die unberührte Natur bei Flusstouren, Wanderungen und Kanufahrten erkunden.

Die Stadt, die bis 1953 Hauptstadt des Yukon Territories war, bietet ein Stück lebendige Geschichte. Wer mag, kann die Blockhütte von Jack London besuchen, der 1898 hier lebte, oder die berühmte Diamond Tooth Gertie's Gambling Hall, eine originalgetreue Nachbildung eines Saloons aus der Goldgräberzeit, besichtigen.

Dawson City wurde 1902 offiziell zur Stadt erhoben und zählt heute rund 1.300 Einwohner. Die Stadt erstreckt sich über ein Gebiet von etwa 102 Quadratkilometern.

Für uns war eine einfache Unterkunft perfekt – das Westminster Hotel, ein rustikaler «Schuppen», der genau unserem Anspruch entsprach: kein Schnickschnack, aber ein Platz zum Ausruhen und Ankommen.

Für 15 kanadische Dollar pro Nacht bekamen wir ein Zimmer mit Bett, einem uralten Schrank, einem wackligen Tisch und zwei Stühlen. Was wollten wir mehr? Hier brauchte niemand Angst haben, etwas kaputtzumachen – die Einrichtung schien direkt aus der Zeit von Jack London zu stammen, als er 1898 hier hauste. Einzig der kleine Fernseher in Jürgens Zimmer passte so gar nicht ins Bild.

Im Erdgeschoss des Hauses befanden sich zwei Saloons. Der eine war deutlich Treffpunkt für Einheimische und Goldsucher, wo man bei Kaffee zusammenkam, sich aufwärmte und die neuesten Nachrichten

austauschte. Auf der anderen Seite gab es eine Bar mit Live-Musik – ein gemütlicher Ort, wenn man auf Komfort nicht viel Wert legte.

Wir schleppten unser Gepäck aufs Zimmer, und ich nahm meine Videokamera mit auf einen kleinen Rundgang durch die Stadt. Trotz der Jahreszeit lag hier oben im Norden kaum Schnee, doch die Kälte war beißend, und auf dem Yukon River trieben schon kleine Eisschollen.

Dawson City bemüht sich mit viel Engagement, die alten Bausubstanzen zu erhalten und zu sanieren. Überall wurde an historischen Häusern und Hütten gewerkelt, sodass man sich wirklich im alten Westen fühlte.

Der Platz für Dawson City wurde im August 1896 vom Händler und Goldsucher Joseph Ladue abgesteckt, da ein Ansturm auf das Klondike Valley zu erwarten war. Die Stadt erhielt ihren Namen nach George M. Dawson, Direktor des Geological Survey of Canada und Anführer einer Erkundungsexpedition in der Region 1887.

1898 wurde Dawson City zur Hauptstadt des Yukon ernannt und erreichte während des Goldrausches eine Einwohnerzahl von rund 16.000. Doch mit dem Bau des Alaska Highways im Zweiten Weltkrieg überholte Whitehorse die Stadt und wurde 1953 zur neuen Hauptstadt.

In den 1960er Jahren begann Parks Canada damit, die historischen Gebäude wieder aufzubauen und zu rekonstruieren – eine liebevolle Arbeit, die Dawson City seinen unverwechselbaren Charme als lebendiges Stück Wilder Westen bewahrt.

Als vor über hundert Jahren 40.000 Männer und Frauen in den Klondike aufbrachen – von denen jedoch nur etwa 16.000 wirklich ankamen – herrschte hier ein unglaubliches Getümmel. Der Goldrausch von 1898 lockte Menschen aus aller Herren Länder in diese entlegene Wildnis.

Heute zeugt das Dawson City Museum von dieser bewegten Geschichte mit einer Sammlung von 25.000 Artefakten, die vom

Klondike Goldrausch über die «Paris des Nordens»-Epoche bis zu den Lokomotiven der Klondike Mines Railway reichen. Auch Gegenstände der Ureinwohner und Naturgeschichte sind hier zu finden. Im Museum gibt es außerdem einen kleinen Coffee Shop und einen Geschenkladen – ein idealer Ort, um in der Geschichte zu versinken und eine Pause einzulegen.

Die «Diamond Tooth Gertie's Gambling Hall» ist eine liebevoll rekonstruierte Spielhölle im Stil eines Saloons von 1898, zur Zeit des großen Klondike-Goldrausches. Es werden verschiedene Shows aufgeführt, bei denen Tänzerinnen mit Federboas und Livemusik für echte Wildwest-Atmosphäre sorgen. Wer will, kann hier sein Glück beim Spiel versuchen – es gibt Blackjack, Roulette, Poker und sogar die klassischen einarmigen Banditen.

Auch das «Jack London Cabin & Interpretive Centre» ist einen Besuch wert. Es bietet einen Einblick in das Leben des berühmten amerikanischen Autors, dessen Werke wie *Wolfsblut* oder *Ruf der Wildnis* heute Klassiker sind. Das originale Blockhaus, in dem London gelebt hatte, stand ursprünglich 120 Kilometer südlich von Dawson City. Es wurde nach seiner Wiederentdeckung im Jahr 1965 Stück für Stück hierher transportiert. Jack London lebte dort zwischen 1909 und 1912. Heute zeigt das Interpretive Centre eine umfangreiche Fotosammlung und persönliche Erinnerungsstücke.

Auf unserem Rundgang besichtigten wir auch die alte «SS Keno», einen historischen Raddampfer, der jetzt am Ufer liegt und restauriert wird. Sie war eines der letzten Flussschiffe, das den Yukon und den Stewart River bis in die 1950er Jahre befuhr. Heute gilt sie als National Historic Site – ein stilles Denkmal der Zeit, als der Fluss noch die Hauptverkehrsader des Nordens war.

Es war kalt hier oben, bitterkalt. Immer wieder musste ich beim Filmen pausieren, um meine Hände zu wärmen. An einem Thermometer sahen wir: minus 15 Grad. Für echte Kanadier offenbar noch recht mild – einige Männer liefen nur im Pullover durch die Straßen. Ich dagegen

war dick eingepackt: Daunenjacke mit Pelzkapuze, warme Winterstiefel – alles hielt mich schön warm.

Diese Kälte erinnerte mich an meine Kindheit. Die Winter damals waren noch richtige Winter – mit Schnee, Frost und Eisblumen an den Fenstern. Wir hatten noch Kohleöfen, das Feuer knisterte, und Mutter legte Handtücher auf die Fensterbänke, weil es durch die Ritzen zog. Ich hockte mich ans Fenster und kratzte mit den Fingernägeln die Eisblumen von der Scheibe. Eine schöne, einfache Zeit.

Am Abend standen wir vor der Frage, in welchen der beiden Saloons im Hotel wir einkehren sollten. Die Entscheidung fiel pragmatisch aus: Wir probierten beide aus. Doch schließlich blieben wir bei dem mit der Livemusik hängen. Es war urgemütlich. Ein Sänger mit Gitarre spielte Countryklassiker, an der Bar drängten sich die Leute, es wurde gelacht, getrunken und geschnackt. Die Kneipe war gut besucht – ein echter Treffpunkt.

Ich drückte dem Musiker einen Schein in die Hand, und er spielte für mich «North to Alaska». Das war mein Moment. Zufrieden, innerlich ruhig und mit einem kleinen Lächeln auf den Lippen schlief ich später in dem durchgelegenen Bett ein.

Am nächsten Morgen stärkten wir uns ausgiebig in einem kleinen Imbiss. Es gab Bratkartoffeln mit kross gebratenem Bacon, dazu Spiegeleier – «Sunny Side Up» versteht sich – und sogar ein wenig Salat. Der Kaffee kam in großen, dampfenden Kübeln – genau das Richtige an einem frostigen Morgen wie diesem.

Zuhause hätte ich mir so eine Portion am frühen Morgen nicht angetan. Doch hier oben im Norden hatte ich dauernd Hunger. Die klare, trockene Kälte, die frische Luft – sie schienen den Appetit anzuregen. Selbst Jürgen staunte, was ich alles verdrücken konnte. Er lachte und meinte oft: «*Du bist ein richtiger Hungerhaken!*» – und das stimmte auch. Im Gegensatz zu ihm war ich schlank und drahtig. Vielleicht wurmte ihn das ein wenig.

Nach dem üppigen Frühstück machten wir uns auf, um die berühmten Goldfelder am Bonanza Creek zu erkunden. Rund um Dawson City lag eine dünne Schneedecke auf den Hügeln und Bergen – kaum 15 Zentimeter hoch, aber genug, um die Landschaft in ein winterliches Kleid zu hüllen. Die Luft war kalt, aber klar und sonnig.

Einige Kilometer außerhalb der Stadt bogen wir auf die Bonanza Creek Road ab. Schon bald sahen wir die ersten Claims – Parzellen, auf denen noch immer nach Gold gesucht wird. Heute allerdings geht man der Sache nicht mehr mit der Waschpfanne auf den Leib. Stattdessen stehen hier schwere Maschinen, Bagger, Förderbänder und ganze Sortieranlagen. Mit reiner Muskelkraft und Glück wie zu Zeiten des Goldrauschs kommt man hier längst nicht mehr weit.



18. Kapitel Die Goldclaims und ein Rundflug

Das ganze Gebiet hier oben ist im Laufe der Jahre tausendfach umgegraben und durchwühlt worden. Wer hier heute noch ein paar Unzen des begehrten Metalls finden will, muss erst Tonnen von Geröll und Gestein durchwaschen. Mit Schaufelbaggern und riesigen Waschanlagen – den sogenannten Drags – wird der Boden förmlich umgepflügt, um Nuggets oder feinen Goldstaub herauszuholen. Riesige Funde sind selten geworden, doch hin und wieder lohnt es sich noch. Wenn man bedenkt, was der Betrieb solcher Maschinen kostet, und trotzdem noch ein Gewinn dabei herausspringt, dann zeigt das: Gold ist immer noch da.

Der Klondike-Goldrausch gilt als einer der folgenreichsten seiner Art. Ab 1896 zog es mehr als hunderttausend sogenannte Stampeder an den Klondike River bei Dawson. Es war eine Völkerwanderung in eine der unwirtlichsten Gegenden Nordamerikas – ausgelöst durch die Hoffnung auf Reichtum. Der Goldrausch führte zur Gründung des Yukon-Territoriums und zur endgültigen Festlegung der Grenze zwischen Alaska und Kanada. In den USA fiel er genau in eine Zeit wirtschaftlicher Not, weshalb viele Menschen ihre letzte Hoffnung auf den Goldboden des Nordens setzten.

Und wer träumt nicht davon, Gold zu finden? Noch heute ist das im Yukon – mit viel Glück – möglich. Wer will, kann mit der Waschpfanne in einem legalen Gebiet sein Glück versuchen. Doch dem Goldfieber sind heute klare Grenzen gesetzt. Man kann nicht einfach irgendwohin fahren und drauflos schürfen. Die meisten Claims sind längst vergeben – viele davon an professionelle Unternehmen. Und sobald ein Gebiet offiziell abgesteckt und registriert ist, ist jede

eigenmächtige Suche dort illegal. Nur in ganz abgelegenen Winkeln, weitab der Wege, gibt es vielleicht noch etwas unberührtes Land.

Wir fuhren weiter hinein in die Hügel – immer höher hinauf. Der Weg schlängelte sich durch die winterliche Landschaft, die wie mit feinem Puderzucker bestreut unter uns lag. Oben angekommen hielten wir an und blickten über das stille, verschneite Land – ein weiter, weißer Teppich, der sich bis zum Horizont spannte.

Und dann wollten wir wissen, was unser Geländewagen so draufhatte. Wir folgten einer alten Spur, die mit etwas gutem Willen als Weg durchgehen konnte – doch unter dem Schnee war davon kaum noch etwas zu erkennen. Also: Allradantrieb rein und los ging's.

Wir kraxelten einen weiteren Hügel hinauf, und Jürgen hatte schon Sorge, dass uns die tiefen Schneewehen zum Umkehren zwingen würden. Doch unser Ford Pickup wühlte sich unverdrossen durch die weißen Massen. Oben angekommen verzweigte sich der Weg. Wir entschieden uns für die rechte Abzweigung und fuhren weiter – hinein in einen Wald, der zusehends dichter wurde.

Je weiter wir vordrangen, desto mehr überwucherten Büsche und Sträucher den Pfad. Zweige ratschten und kratzten bedenklich an den Seiten des Wagens. Ich machte mir ernsthaft Sorgen um unsere Rückspiegel. Doch anstatt umzukehren, lachten wir – feixend und mit kindlicher Freude an der Wildnis fuhren wir einfach weiter.

Ich filmte die Fahrt, doch es war gar nicht so einfach, die Kamera ruhig zu halten. Der Pfad wurde immer schmaler, die Büsche drängten sich dichter an den Wagen heran. Äste polterten und ratschten bedrohlich gegen das Blech. Unser armer Leihwagen würde danach wohl mehr als nur eine Politur nötig haben.

Ich meinte trocken: «*Naja, mehr als 90 km/h darf man hier eh nicht fahren.*»

Jürgen prustete los vor Lachen: «*Ja, genau...Das ist ein Highway dritten Grades!*»

Etwa zwei Kilometer kämpften wir uns voran, dann mussten wir einsehen, dass es nicht mehr weiterging. Bevor wir den Wagen völlig demolierten, beschlossen wir, umzukehren. Doch auf diesem engen Pfad zu wenden, war auch kein leichtes Unterfangen. Dichtes Gestrüpp und Bäume ließen kaum Spielraum – und unser Ford war eben kein Smart.

Jürgen fand schließlich eine halbwegs geeignete Stelle, setzte entschlossen zurück – und prompt knirschte es hinten am Aufbau verdächtig. Doch mit etwas Geduld und etlichen kleinen Korrekturen gelang ihm das Wendemanöver. Polternd und mit viel Geknarze ging es den Pfad wieder zurück.

Am Ausgangspunkt angekommen, inspizierten wir unseren tapferen Pickup. Abgesehen von etlichen Lackschrammen hatte er keine größeren Blessuren davongetragen. Nur die hintere Scheibe am Aufbau hatte einen feinen Riss – sie bestand aus Acrylglas, das in der Kälte wohl etwas empfindlich war.

Jürgen betrachtete den Schaden mit einem schiefen Grinsen und meinte trocken: *«Wenn der Karren noch etwas dreckiger wird, sieht man die Schrammen gar nicht mehr.»*

Zurück in Dawson und im Hotelzimmer angekommen, genehmigten wir uns erst mal einen guten Schluck vom edlen «Golden Wedding». Und natürlich hatte ich schon wieder Kohldampf – also nichts wie ab in den nächsten Imbiss und den Magen gefüllt.

Am Nachmittag fuhren wir hinauf zum Midnight Dome, dem Aussichtspunkt hoch über der Stadt. Von dort hatte man einen weiten Blick über das Land. In der Ferne zeichneten sich die hohen Gipfel der Tombstone Mountains ab, und unter uns glitzerten der Yukon und der Klondike im Sonnenlicht.

Wir hatten uns mehrfach vorgenommen, nachts hier oben zu stehen und die «Aurora Borealis» – das Nordlicht – zu beobachten. Aber die warmen, gemütlichen Saloons und Kneipen in der Stadt hielten uns jedes Mal davon ab. Wir waren eben keine Kinder von Traurigkeit.

Dawson City war ganz nach unserem Geschmack – eine Stadt, wie für Western-Fans gemacht. Die alten Holzhäuser, die unbefestigten Straßen, die Atmosphäre – all das roch nach Abenteuer, Gold und dem geschäftigen Treiben tausender Glücksritter. Es fühlte sich an wie ein Film – nur war das hier echt.

Noch heute sind die Straßen in Dawson City nicht asphaltiert. Im Sommer werden sie täglich gewässert, damit es nicht so staubt. Vor vielen Häusern gibt es hölzerne Bürgersteige, etwa 30 Zentimeter höher als die Straße – ein Bild wie aus einer anderen Zeit. Und doch: Schon bald nach der Gründung hatte Dawson City eine funktionierende Wasserleitung, Feuerhydranten – Brände waren hier keine Seltenheit – und sogar eine Kanalisation.

Unglaublich, wie verschwenderisch die Miners damals mit dem Gold umgingen. Wer eine clevere Idee hatte, konnte eine Menge holen. Eine Schauspielerin ließ beispielsweise ihre neunjährige Tochter auf der Bühne ein herzerreißendes Lied singen. Der Vater habe das arme Kind allein in der bösen, fremden Welt zurückgelassen, um im Bonanza-Land nach Gold zu suchen. Wann würde er zurückkehren – ob überhaupt, und in welchem Zustand ...?

Die gestandenen Digger im Publikum weinten. Und sie warfen, tief bewegt, ihre mit Gold gefüllten Säckchen direkt aus dem Parkett auf die Bühne.

Wer in der Second Avenue ein Geschäft eröffnen wollte, musste tief in die Tasche greifen: 30.000 Dollar für einen Meter Straßenfront! Salz wurde anfangs mit Gold aufgewogen. Ein Liter Milch kostete zehn Dollar, eine Melone schlug mit 25 Dollar zu Buche. Doch was die Goldsucher alles leisten mussten, ehe sich überhaupt etwas Gold in der Tasche befand, war kaum zu fassen. Die vielen Fotos und Gegenstände aus jener Zeit zeugen davon.

Gold Rush am Klondike – das war mehr als ein Rausch, es war ein Ausnahmezustand. Man sieht Bilder von abenteuerlichen Segelschiffen, von Zeltstädten auf Permafrostboden, von Männern, die

bei minus fünfzig Grad im eiskalten Wasser schufteten. Holzhäuser, mit Erde gegen die Kälte isoliert, davor Frauen und Kinder in dicken Mänteln.

Ein flacher, leerer Leiterwagen, bis zu den Achsen im Dreck versunken. Davor sechs Pferde, ebenfalls bis zu den Knien im Schlamm – und das alles mitten in einer der Hauptstraßen von Dawson City, aufgenommen im Jahr 1898.

Was für ein Wahnsinn. Und was für Strapazen.

Ein Spaziergang durch Dawson City ist wie eine Zeitreise – hundert Jahre zurück, in eine Epoche, die gleichzeitig faszinierend und erschütternd war. Das Jahr 1898 war das große Jahr des Klondike-Goldrausches. Am Klondike River und am Bonanza Creek wurde Gold gefunden, und innerhalb kürzester Zeit setzte ein beispielloser Run ein. Dawson City wurde zum Nabel der Welt – vor allem deshalb, weil man dieses sagenhafte Goldland mitten in der Wildnis tatsächlich per Schiff erreichen konnte.

Von Seattle aus dampften die größten Schiffe nordwärts – Raddampfer, die durch Fjorde und Flüsse stießen. Doch auch alle anderen nur denkbaren Varianten von Booten, Flößen und selbstgebastelten Kähnen versuchten, das Bonanza-Land zu erreichen. Viele scheiterten. Und dennoch: Selbst aus Deutschland kamen die Abenteurer.

Irgendwo unterwegs, auf einem abgelegenen Friedhof, stieß ich auf Grabsteine mit deutschen Namen – Goldsucher, die entweder eines natürlichen Todes gestorben waren oder auf unrühmliche Weise das Zeitliche gesegnet hatten. Viele hatten wohl gehofft, hier ihr Glück zu finden – und fanden stattdessen ihr Grab.

An einem der Abende, bei Bier und Gesang – wie sich das hier gehört – lernten wir einen Buschpiloten kennen. Eigentlich war die Saison für Rundflüge vorbei, viele Touristen waren längst abgereist. Doch er machte eine Ausnahme und bot uns an, mit ihm über Dawson City und die Tombstone Mountains zu fliegen. *«Kommt einfach morgen früh zum Flughafen»*, sagte er. *«Ich bin fast immer da.»*

Es war Wochenende, und ich hatte – wie fast immer – Kohldampf. Also ging's erst mal ran an ein fettes Steak. Danach unternahmen wir noch einen ausgedehnten Spaziergang durch die Straßen von Dawson und bereiteten uns auf einen weiteren langen Abend vor. Frisch gewaschen, halbwegs salonfähig und in feiner Kluft zogen wir los.

Was genau an diesem Abend geschah, möchte ich lieber nicht näher beschreiben. Nur so viel: Es wurde lang. Und feucht. Sehr feucht.

Am nächsten Morgen hatte ich Mühe, aus dem Bett zu kommen. Der Schädel brummte, die Zunge klebte am Gaumen, und der Durst war so gewaltig, dass ich bei der Morgentoilette gefühlt die halbe Wasserleitung leertrank.

Doch wir mussten uns sputen. Frühstück in Rekordzeit, denn um zehn Uhr hatten wir einen Termin – am Airport wartete unser Buschflieger. Dort stand sie: eine kleine Piper, ganz in Weiß. Ein richtiges Buschflugzeug, das offenbar mehr für den Transport von Gütern als von Passagieren gedacht war. Der Pilot musste erst mal allerlei Gerümpel nach hinten schieben, um Platz für meinen Big Jürgen zu schaffen.

Da ich filmen wollte, durfte ich vorne neben dem Piloten sitzen. Kopfhörer auf, kurzer Funkcheck – dann startete der Motor.

Strahlender Sonnenschein machte diesen Flug zu einem ganz besonderen Erlebnis. Wir flogen über die gewaltigen Tombstone Mountains, durch tiefe Täler und dicht an schneebedeckten Berghängen entlang. Die Sicht war glasklar. Die scharfen Konturen der Gipfel zeichneten sich messerscharf gegen den blauen Himmel ab.

Unser Pilot sprach über Funk mit uns, zeigte auf markante Stellen in der Landschaft und erzählte dabei ein wenig von sich. Er stammte eigentlich aus Montana, fand dort aber keine feste Arbeit mehr. Also hatte er mit seiner Familie den weiten Weg in den Norden auf sich genommen – auf der Suche nach einem neuen Leben im Yukon. Beim Militär war er bereits Pilot gewesen. Hier oben konnte er seiner Leidenschaft endlich frei nachgehen.

Dann plötzlich – ein abruptes Abtauchen in ein tiefes Tal. Im Sturzflug ging es hinunter, ehe wir an einer steilen Felswand wieder emporschossen. Der Pilot grinste nur. Offenbar gefiel es ihm, uns das Frühstück noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen.

Doch der Flug war atemberaubend. Schöner als jede Achterbahn. Unter uns glitzerten zugefrorene Seen, deren Eisschichten im Sonnenlicht wie Silber glänzten. Der Klondike schlängelte sich wie ein blaues Band durch das weiße Land. Das Spiel von Licht und Schatten tauchte die Berghänge mal in grelles Weiß, dann wieder in dunkles, geheimnisvolles Schwarz.

Im Tiefflug ging es weiter über eine weite, von Wäldern durchzogene Ebene. Es war faszinierend, wie rasant sich die Landschaft veränderte – vom schroffen Hochgebirge in sanfte Hügellandschaften, dazwischen unzählige kleine Seen, auf deren spiegelnder Eisfläche sich die Sonne brach.

In der Ferne tauchten schließlich die Goldfelder auf. Erst aus der Luft wurde uns das ganze Ausmaß bewusst. Hier hatte der Mensch buchstäblich Berge versetzt, um dem Gold habhaft zu werden. Kilometerweit erstreckten sich Abraumhalden, ein riesiges, von Maschinen gezeichnetes Areal – kahl, aufgewühlt, wie eine Mondlandschaft.

Dann der letzte Tiefflug über den mächtigen Yukon River, vorbei an seinen Inseln und Sandbänken, über Dawson City hinweg, das unter uns wie eine kleine Spielzeugstadt lag – und schließlich zurück zum Flugplatz.

Ein unvergleichliches Erlebnis ging zu Ende.

Und auch unser Aufenthalt in Dawson City und im sagenumwobenen Klondike fand nun sein Ende. Die Rückfahrt nach Whitehorse stand an, denn das nächste kleine Abenteuer wartete bereits. Auch «unsere» Hütte am Lake Laberge wartete schon. Dort wollten wir den letzten Tag am See verbringen – ganz für uns, fern der Stadt, fern der Zivilisation.

Ins Hotel zurückzukehren, kam für uns nicht infrage. So schön und gemütlich es auch war – wir wollten den Abschluss unserer Reise lieber in der Stille des Nordens verbringen.

Die Temperatur war mittlerweile auf angenehme acht Grad gestiegen – fast schon sommerlich, wie ich fand. Der Schnee war fast vollständig verschwunden. Nur an den Ufern des Sees erkannte man noch eine dünne, letzte Eisdecke. Wir feuerten wieder unseren Yukon-Ofen an, und schon bald brutzelten herrlich duftende Steaks in der Pfanne.

Um acht Uhr morgens ging die Sonne über der nordischen Wildnis auf. Die wenigen Wolken am Himmel ließen den Lake Laberge in bläulich-silbrigen Tönen erstrahlen – ein stilles, weites Panorama, wie es nur hier oben zu finden ist.

Diesen letzten Tag im Yukon verbrachten wir mit Faulenzen, Spaziergängen am See und ein bisschen Nachdenken. Irgendwo in dieser Weite wurde man selbst ein bisschen stiller. Doch ganz ohne Arbeit ging es nicht – wir mussten unsere Ausrüstung ordnen und alles für die Heimreise verpacken. Noch immer hatten wir einiges an Proviant übrig, den wir in jedes freie Eck unserer Seesäcke stopften.

Aber so gut wir auch packten – wir bekamen nicht alles unter. Ich hatte mir eine dicke, warme Winterjacke gekauft, dazu kamen noch die Winterstiefel und ein paar Campingutensilien, die ich nicht mehr brauchte. Ein Paket nach Deutschland musste her.

Zurück in Whitehorse fuhren wir direkt zur Trading Post. Dort half man uns freundlich beim Verpacken und Abwiegen. 19,5 Kilo – das passte! Für 52 Dollar ging mein Yukon-Paket auf die große Reise.

Anschließend suchten wir das Road House auf – ein schlichtes Motel mit rustikalem Charme. Ein Zimmer für eine Nacht gab's dort zum unschlagbaren Preis von 38 Dollar. Und schon wechselte ein weiterer Teil meiner Reisegelder den Besitzer.

«Ja liebe Kohle, so leb denn wohle!»

Am späten Nachmittag zogen wir noch um die Ecke in eine Biker-Kneipe. Und obwohl es noch früh war, herrschte dort schon

ordentlich Betrieb. Um 18 Uhr war eine Show angesagt – eine durchaus ansehnliche junge Dame schlängelte sich gekonnt um eine silberglänzende Stange. Dazu Live-Musik, viel Gejohle und herzhaftes Gelächter. Der letzte Tag in Yukons Hauptstadt wurde mit viel Tam-Tam begangen.

Langsam wurde es Zeit, weiterzuziehen. Es ging zurück zu unseren Freunden Brigitte und Manfred, wo wir die letzten Tage unseres Yukon-Abenteuers in Ruhe ausklingen lassen wollten – mit gutem Essen, langen Gesprächen und der sprichwörtlich baumelnden Seele.

Ein letzter Höhepunkt stand uns noch bevor: eine Bahnfahrt von Vancouver nach Williams Lake – durch die mächtigen Küstengebirge, das Fraser Valley und über Whistler, den berühmten Wintersportort. Etwa sechs Stunden sollte die Fahrt dauern – durch Landschaften, die wie gemalt erschienen.



19. Kapitel Rückflug nach BC und die letzten Tage bei Freunden

Nachdem wir den kurzen Flug von Whitehorse nach Vancouver hinter uns gebracht hatten, mussten wir am nächsten Tag früh aus den Federn. Bereits um sieben Uhr morgens fuhr unser Zug vom Bahnhof in Nord-Vancouver ab. Das Gepäck hatten wir zum Glück schon am Vortag aufgegeben – wir trugen nur noch ein paar persönliche Dinge und unsere Papiere bei uns.

Es war eine Wohltat, endlich einmal nicht mit Sack und Pack umherziehen zu müssen. Die Wochen zuvor hatten wir ständig unsere komplette Ausrüstung schleppen müssen – besonders auf den Kanu-Touren, bei denen man für jede Eventualität gerüstet sein musste. Und jedes Mal, wenn wir einen Lagerplatz erreichten, musste alles ausgeladen und später wieder verstaut und verzurrt werden. Eine schweißtreibende Prozedur.

Jetzt war alles einfacher. Vom Avalon Hotel ging es frühmorgens per Taxi zum Nordbahnhof – wieder waren 55 Dollar dahin. Noch lag ein feiner Nebel über der Stadt, aber schon eine Stunde später zeigte sich die Sonne. Es versprach, ein schöner Tag zu werden.

Gemütlich im Zug sitzend, ließen wir die Landschaft der Coast Mountains an uns vorbeiziehen. Atemberaubend, wie sich die Strecke durch tiefe Täler und dichte Nadelwälder schlängelte. Immer wieder führten die Gleise an steilen Felswänden entlang, über hohe Brücken, unter denen reißende Wildbäche rauschten. An besonders eindrucksvollen Stellen verlangsamte der Zug seine Fahrt, damit die Fahrgäste ihre Kameras zücken konnten. Der Zugbegleiter gab dazu kurze Erläuterungen – mit der ruhigen Stimme eines Mannes, der diese Strecke vermutlich schon hunderte Male gefahren ist.

Ein besonderer Höhepunkt war der etwa 80 Kilometer lange Anderson Lake. Die Gleise verliefen hier stellenweise direkt an senkrechten Felswänden – unter uns schimmerte das tiefblaue Wasser des Sees, gegenüber erhoben sich schneebedeckte Gipfel der Küstenberge. Ein Anblick, der lange nachwirkte.

Dann – fast wie bestellt – entdeckten wir einen Schwarzbären unten am Seeufer. Gemächlich trottete er durch das Ufergestrüpp, scheinbar auf Nahrungssuche. Der Zug schien ihn überhaupt nicht zu stören. Es war schon fast ironisch: Wochenlang in der Wildnis kein einziger Bär – und nun, aus dem Zugfenster heraus, gelang mir endlich eine Filmaufnahme.

Kurze Zeit später sah ich einen Weißkopfseeadler, der auf einem Ast in der Morgensonne saß. Er wirkte majestätisch und gelassen – ein stilles Symbol für diese weite, ungezähmte Landschaft.

Dann ertönte die Stimme des Zugbegleiters über Lautsprecher: In wenigen Minuten würden wir Lillooet erreichen – zehn Minuten Aufenthalt.

Ein Labsal für mich als Raucher.

Lillooet – eine kleine Stadt mit großer Vergangenheit. Einst war sie Ausgangspunkt für Goldgräber, Abenteurer und allerlei zwielichtige Gestalten, die um 1865 aufbrachen, um in den Minen rund um Barkerville ihr Glück zu suchen. Von hier aus fuhren Raddampfer den Fraser River hinauf in die entlegene Cariboo-Region. Doch so groß wie der Klondike-Rausch wurde dieser Goldboom nie.

Ab Lillooet beginnt einer der schönsten und spektakulärsten Streckenabschnitte der gesamten Bahnfahrt. Die Trasse folgt dem natürlichen Verlauf des Fraser River und windet sich stetig bergauf – immer an den steilen Hängen entlang. Der Blick über das weit gespannte Tal und die darüberliegenden Hochflächen ist atemberaubend.

Wasserfälle stürzen an den Felswänden herab, die Perspektive wechselt ständig – mal schroff, mal sanft, aber immer eindrucksvoll. Dazu kam ein Service, wie man ihn in europäischen Zügen kaum kennt: Schon morgens gab es ein kräftiges Frühstück mit Eiern und gebratenem Schinken. Mittags wurde Lachs serviert, zwischendurch Kaffee, Tee oder kalte Getränke. Und am Nachmittag sogar noch Kuchen. All das für schlappe 71 Dollar. Da könnten sich die deutschen Bahnbetreiber mal eine Scheibe abschneiden – im ICE kostet ein vertrocknetes Käsetoast mittlerweile über fünf Mark. Reiner Wucher.

Ich jedenfalls kann Bahnfahren in Kanada nur empfehlen. Diese Fahrt war ein Erlebnis für sich – und in den gut acht oder neun Stunden bis Williams Lake kam keinerlei Langeweile auf.

Eine kleine Episode bleibt mir besonders in Erinnerung: In der Annahme, es sei im Süden genauso kühl wie im Yukon, hatten wir morgens unsere dicken Holzfällerhemden angezogen, dazu die warmen Winterstiefel. Die Jacken hatten wir zwar bald abgelegt, aber bei angenehmen 18 Grad kamen wir trotzdem mächtig ins Schwitzen. Alle anderen Fahrgäste waren sommerlich leicht gekleidet – und wir mittendrin, unrasiert, mit ausgewaschenen Jeans, speckigen Hüten und schweren Stiefeln. Kein Wunder, dass sich der ein oder andere lieber einen anderen Platz suchte. Wir sahen aus wie zwei bärtige Einsiedler, die sich nach Wochen im Busch zufällig in die Zivilisation verirrt hatten – und rochen wohl auch ein wenig danach. Aber das Grinsen konnten wir uns nicht verkneifen.

In Williams Lake warteten schon unsere Freunde Brigitte und Manfred auf uns. Sie nutzten gerade die Gelegenheit, um in der Stadt ihre monatlichen Einkäufe zu erledigen – und fuhren uns gleich zum Hotel, in dem sie bei solchen Touren auch immer übernachteten. Kein Wunder: Von ihrer Gast-Ranch bei Tatla Lake bis hierher nach Williams Lake sind es immerhin rund 180 Kilometer.

Das Doppelzimmer im Hotel schlug mit 65 Dollar zu Buche – nicht zu viel für Komfort, den man hier nicht als selbstverständlich hinnimmt.

Es war gut und gemütlich eingerichtet, genau das Richtige nach den Strapazen der letzten Tage. Brigitte und Manfred fuhren noch am selben Tag zurück und nahmen unser Gepäck mit. Wir wollten am nächsten Tag mit dem Mietwagen nachkommen.

Erst einmal eine heiße Dusche – danach ging es mir gleich viel besser. Doch Nachts war an erholsamen Schlaf nicht zu denken: Jürgen schnarchte wie ein Walross und sägte ganze Wälder ab.

Als ich am Morgen erwachte, lag ich allein im Zimmer. Ich dachte, Jürgen säße schon beim Frühstück und machte mich auf den Weg zum Speisesaal. Doch von meinem Freund keine Spur.

Na gut, dachte ich, dann wird er eben einen Morgenspaziergang machen. Ich griff mit Heißhunger zu meinem Frühstück. Kaum fertig, kam Jürgen schon auf mich zu, grinste breit und fragte, ob ich gut geschlafen hätte.

«Bei deinem Schnarchen ist an Schlaf wohl kaum zu denken», brummte ich missmutig. *«Nächstes Mal nehme ich ein Einzelzimmer – und stell mein Zelt hundert Meter weit weg von deinem.»*

Kichernd entschuldigte sich Jürgen für meine schlechte Nacht und seine nächtliche Holzaktion. Schwamm drüber!

Er war jedenfalls schon bei der Autovermietung gewesen und hatte für unsere Zeit hier eine Dodge Limousine ausgesucht. Für die paar Tage reichte die völlig aus.

Gestärkt und geduscht ging es los – Highway 20 West. Diese Gegend ist echtes Rinderland: riesige Weideflächen, kleine Seen, dazwischen lichte Birkenwälder. Doch plötzlich wechselte die Landschaft ihr Gesicht. Wo eben noch Birken standen, wuchsen nun Silberpappeln, Kiefern und Fichten. Die goldgelben Blätter der Pappeln bildeten einen leuchtenden Kontrast zum satten Grün der Nadelbäume.

Eine Landschaft wie aus einem Westernfilm. Es fehlte nur noch Clint Eastwood, der als namenloser Reiter um die Ecke kommt und die Einheimischen erschreckt.

Den Highway kannten wir schon von unserer ersten Reise hierher. Trotzdem war man jedes Mal wieder beeindruckt von der Weite und Schönheit dieses Landes. Alles wirkte größer, weiter – selbst der Himmel schien hier höher zu hängen als anderswo.

Vom Farbenspiel her ist der Spätherbst in Kanada die schönste Zeit. Doch die Pracht währt nur wenige Wochen – dann schlägt der Winter zu und legt alles unter Schnee und Eis.

Bei Brigitte und Manfred angekommen, zogen wir in die Cabin ein – das kleine Blockhaus, in dem die beiden zuvor lebten, bis ihr eigenes Wohnhaus fertig war.

Jetzt hatten wir für die letzten Tage endlich den Komfort, den wir nach all den Strapazen wirklich genossen. Dusche, WC, Gasherd, Kühlschrank und kaltes wie warmes Wasser – alles war da. Und wenn der Ofen angeheizt wurde, konnte man sich entspannt ausstrecken und den herrlichen Ausblick auf die Nuit Mountains genießen. Ein wahres Paradies hatten Brigitte und Manfred sich hier geschaffen.

Da kam Manfred lachend herein und rief: «*Ralph, was hast du denn in deinem Seesack? Haste ne Leiche transportiert?*»

Verwundert schauten wir ihn an.

«*Des hot jo gestunken wie de Pest!*», prustete er im besten Kasselläner Dialekt und lachte sich schlapp. Dann zeigte er uns, was er in in meinem Seesack gefunden hatte. Da wir im Yukon noch Proviant übrig hatten, wollten wir den ja nicht einfach wegwerfen. Also stopfte ich alles Brauchbare dorthin, wo noch der kleinste Platz war – darunter Kartoffeln, etwas Gemüse und eine Packung Hühnerschenkel. Aber hier unten in British Columbia war es für solche Lebensmittel zu warm. Die Kartoffeln begannen wegen Luftmangel zu faulen, und die Hühnerschenkel sowie das schöne Gemüse hatten der Enge und Wärme im Seesack nichts entgegenzusetzen – es roch entsprechend streng.

Manfred hatte das Ganze schon in den Abfall entsorgt. Wir mussten nur noch der Ausrüstung und der Kleidung frische Luft gönnen und eine Wäsche verordnen.

Herzliches Gelächter war die Folge dieser Episode bei uns allen. Ja, da hatte ich wohl nicht nachgedacht

Die wenigen Tage, die uns noch blieben, wollten wir voll auskosten – hier, in dieser herrlichen Landschaft nahe der Nait Mountains.

Mit Manfred fuhren wir in der Gegend umher. Er zeigte uns versteckt liegende, kleine Seen, eingebettet zwischen Wäldern und Wiesen. Das Wasser war klar und rein – fast überall trinkbar. Auch an den unzähligen Bächen konnte man bedenkenlos seinen Durst stillen. Nur gelegentlich riet man uns, es abzukochen. Doch wir sind nie krank geworden. Probleme mit dem Wasser hatten wir keine.

Am Nachmittag fuhren wir zu dem See, der unweit der Ranch liegt, wo Manfred auch sein Boot liegen hat. Jürgen und Manfred wollten ihr Glück beim Angeln versuchen und für ein zünftiges Abendessen sorgen. Doch auch hier unten in British Columbia wurde es schon spürbar frisch. Ein kalter Wind wehte aus dem Norden, und wir hielten es nicht lange aus.

Zurück in der warmen Wohnstube war es deutlich angenehmer. Bei einem guten Essen und Getränken saßen wir beisammen und plauderten über Deutschland. Natürlich wollten Brigitte und Manfred wissen, was in der alten Heimat los war. Zwar hatten sie Radio und Fernsehen, aber persönliche Eindrücke zählen mehr – Geschichten aus erster Hand sind eben etwas anderes.

Ein paar Tage später fuhren Jürgen und ich an den Chilkot Lake. Etwa fünfzig Kilometer waren es von der Ranch, über eine schmale, staubige Gravel Road. Der Weg führte durch dichte Wälder aus Fichten und Kiefern, bis wir plötzlich eine offene, grasbewachsene Ebene erreichten. In der Ferne glitzerte der See – tiefblau und still.

Wir waren schon einmal hier gewesen, doch nun im Spätherbst, mit der leuchtenden Farbenpracht, wirkte alles noch eindrucksvoller. Das

Laub brannte in Gelb und Rot, und in der Luft lag schon der Geruch des nahenden Winters.

Die Bucht empfing uns mit türkisfarbenem Wasser. Die Lachssaison war vorbei. Vereinzelte tote Fische trieben im Wasser oder lagen an den Ufern. Doch sie blieben nicht lange liegen – Raben, Adler und andere Aasfresser sorgten dafür, dass nichts vergeudet wurde. Die Bären hatten sich längst sattgefressen. Ihr großes Festmahl war vorbei, und nun machten sie sich bereit für den Winterschlaf.

Auch auf dem kleinen Campingplatz an der Bucht war es still geworden. Nur wenige Besucher waren noch unterwegs. Auf dem Wasser dümpelten ein paar Boote, und drüben am Ufer grasten friedlich ein paar Pferde.

Herbstliche Stille lag über dem Land. Über uns zog ein Fischadler seine Kreise, und die ganze Atmosphäre hatte etwas Melancholisches.

Ich schlug Jürgen vor, nach Anahim Lake zu fahren. In dem kleinen, gemütlichen Saloon dort waren wir vor zwei Jahren schon einmal eingekehrt. Ein typisch kanadischer Holzbau, wie aus den Tagen der Pioniere – außen schlicht, innen ausgestattet mit Fellen erlegter Raubtiere, Geweihen und Trophäen an den Wänden. Eine echte Sehenswürdigkeit.

Jürgen warf einen Blick auf die Karte und grinste. «Na ja, nur etwa 90 Kilometer. Was soll's? Für ein oder zwei Bier mal eben 180 Kilometer fahren? Das ist in Kanada nichts Besonderes. Wir sind schon ganz andere Strecken gefahren.»

Der Saloonwirt staunte nicht schlecht, als wir uns ins Gästebuch eintrugen. Unsere Namen standen dort bereits – eingetragen vor zwei Jahren.

Wir waren die einzigen Gäste, als wir an der Theke unser Bier schlürften. Die Einheimischen würden wohl erst am Abend vorbeischaun. Nach etwa vier Stunden waren wir wieder zurück und machten es uns in unserer Cabin bequem. Jürgen schrieb an seinem Reisetagebuch, ich machte mir Notizen für meinen Videofilm. Im

Yukon-Ofen knackte das Holz, während draußen langsam der Abend über die Nuit Mountain Guest ranch hereinbrach.

Eine milchig-weiße Nebelwand hatte sich vor die Berge geschoben.

In der Morgendämmerung sah ich zwei Coyoten lautlos über das Gelände huschen.

Jürgen wollte noch einmal auf den See hinaus, sein Anglerglück versuchen. Ich hatte heute keine Lust und ließ ihn allein fahren. Stattdessen wollte ich die nähere Umgebung ein wenig für mich erkunden.

Der kleine Bach hinter unserem Blockhaus, den ich überqueren musste, hatte an seinen Ufern bereits eine dünne Eisschicht gebildet. Es würde wohl nicht mehr lange dauern, bis der erste Schnee fiel. Tag für Tag wurden die Wolken am Himmel dichter und dunkler.

Für uns neigt sich der traumhafte Urlaub langsam dem Ende entgegen. Fünf Wochen sind vergangen – wie im Flug. Am liebsten würde ich noch bleiben. Ach was: Ich würde am liebsten für immer hierbleiben.

Was erwartet mich zuhause? Ich bin Single. Es warten Arbeit, Hektik und eine durchorganisierte, kleinkarierte Welt. Alles ist durchreguliert bis ins letzte Detail. Eine Gesellschaft, in der sich der Einzelne immer mehr als ein kleines, dumm gehaltenes Zahnrad fühlen muss – Hauptsache steuerpflichtig und fügsam. Die Enge, die ständigen Vorschriften, die absurden Verordnungen: das alles ist mir schon lange ein Dorn im Auge.

Hier in Kanada dagegen zählt der Mensch noch etwas. Hier wird der Einzelne noch respektiert. Freiheit ist nicht nur ein Wort – sie wird gelebt. Natürlich gibt es auch hier Gesetze und Bürokratie. Aber längst nicht in dem Ausmaß, wie wir es in Deutschland gewohnt sind. Die Kanadier sind gelassener. Es gibt keinen Stress auf den Straßen. Man nimmt Rücksicht aufeinander. Wenn ein Fußgänger über die Straße will, bleibt der Autofahrer einfach stehen. Ohne Ampel, ohne Zebrastreifen. Es funktioniert – aus gesundem Menschenverstand.

Tempo 90 gilt fast überall – selbst auf breiten, schnurgeraden Highways. Nur auf dem Trans-Canada Highway darf man mit 110 km/h „rasen“. Und wenn irgendwo eine Straße aufgegraben wird, stellt keiner eine Ampel auf, die stundenlang den Verkehr lahmlegt. Stattdessen stehen dort Menschen mit Funkgerät und Signalkelle. Haben sich genug Autos auf einer Seite gesammelt, geben sie dem Kollegen am anderen Ende Bescheid. Der sperrt ab – und der Pulk fährt durch. Einfach, effektiv – und obendrein ein Arbeitsplatz. Es gibt hier unzählige solcher praktischen, menschlichen Lösungen. In Deutschland dagegen gilt das Sprichwort: Warum einfach, wenn es auch umständlich geht?



20. Kapitel Ende eines Abenteuers

Ja, es gäbe wirklich genug Gründe, hierzubleiben. Handwerker werden in Kanada immer gesucht.

Manfred sagte lachend zu mir: *«Jo, dann blieb doch hier. Kannst 'n Stück von minnem Grundstück hon. Ich borge dä au 'ne Axt und 'ne Säge, dann kannst dä 'ne Blockhütte bauen. Bäume stehn jo hier genuch rum.»*

Tja, wenn das alles nur so einfach wäre ...

Gedankenverloren beendete ich meinen Rundgang und kochte mir erst mal einen guten Kaffee. Brigitte war so lieb gewesen und hatte uns einen leckeren Kuchen gebacken – mhh, das schmeckte wie bei Muttern.

Später kam Manfred vorbei, und wir besichtigten ein zweites Blockhaus, das sich noch im Bau befand. Alle Häuser hier sind komplett aus dicken Zedernstämmen errichtet. Kein Verputz, keine Türen oder Fenster aus Kunststoff – alles pures Holz.

Nur das große Haupthaus besitzt ein Basement, also eine Unterkellerung – da hat die deutsche Gründlichkeit der beiden durchgeschlagen. Auch sonst ist alles nach deutschem Standard eingerichtet. Es gibt sogar ein gemütliches Gästezimmer. Drinnen riecht es würzig nach frischem Holz – ganz ohne chemische Zusätze. Einfach herrlich.

Manfred führte mich eine Etage höher. Dort war schon alles fertig eingerichtet. Der Schlafraum hatte einen kleinen Erker, davor ein Tischchen – ideal, um abends noch zu lesen und dabei auf die Berge zu schauen.

Er erzählte mir, dass er für die Kilowattstunde Strom gerade mal 16 Cent zahlt – ein Witz im Vergleich zu unseren Preisen zuhause.

Das Wasser holt er aus einem eigenen Tiefbrunnen, ausgestattet mit starker Pumpe und Filteranlage. Kosten? Null.

Geheizt wird fast ausschließlich mit Holz. Und weil man hier mitten in der Wildnis wohnt, sind Bäume nun wirklich kein Problem.

Manfred fährt mit seinem Truck durch ein Tor am Ende des Grundstücks – und steht direkt mitten im Wald. Mit Motorsäge und Axt fällt er die Bäume, sägt sie in Meterstücke und lagert sie daheim im Holzschuppen. Bei Bedarf werden sie zerkleinert, damit sie auch in die kleineren Yukon-Öfen der beiden Cabins passen.

Er selbst heizt mit einem großen Kamin, in dem er halbe Meterstücke verfeuert. Nur zum Kochen und Backen verwenden sie Gas.

Telefon und Internet? Gibt es natürlich auch – mit dem Rest der Welt bleibt man verbunden.

Alles in allem haben die beiden sich hier ein kleines Paradies geschaffen.

Eigentlich wollten wir Manfred heute helfen, ein paar Bäume zu fällen. Aber da wir am Abend zuvor zusammen ein wenig zu tief ins Glas geschaut hatten, war erst einmal Ruhe angesagt.

Oben aus dem Erkerfenster sahen wir, wie ein Rudel Rehe friedlich äsend näherkam.

Manfred meinte, das sei hier ganz normal. Die Tiere hätten keine Angst, weil ihnen niemand nachstelle.

«*Hier laufen auch schon mal Schwarzbären über das Grundstück*», sagte er schmunzelnd. «*Da muss man eben vorsichtig sein und ihnen aus dem Weg gehen.*»

Nur wenn Brigittes geliebter Gemüsegarten heimgesucht wird, reagiert sie ungehalten.

«*Die springen einfach über den Zaun und holen sich das Beste raus*», lachte er.

Am nächsten Tag stehen wir bei ihm auf der Matte und helfen beim Bäumefällen.

Sein Truck fasst etwa vier Festmeter. In drei Stunden war die Arbeit getan – und ich hatte schon wieder mächtigen Kohldampf.

Brigitte hatte einen köstlichen Eintopf gekocht, ganz nach deutscher Art. Ich schaufelte mir drei Teller voll rein. Dazu gab's selbstgebackenes Knoblauchbrot. Einfach herrlich.

Die letzte Nacht liegt hinter uns. Ich habe schlecht geschlafen – vielleicht wegen des bevorstehenden Abschieds. Immer wieder wachte ich auf, lauschte den Geräuschen der Nacht: dem leisen Heulen des Windes, dem leisen Knacken des Gebälks – und es klang fast wie eine Melodie.

Am Morgen, nach der ersten Tasse Kaffee, ging es mir schon besser. Zwischendurch hatte es sogar Graupelschauer gegeben, und der Wind war unangenehm kalt geworden.

Wir drei fuhren ein letztes Mal hinunter zum See, halfen Manfred, sein Boot winterfest zu machen. Anschließend gönnten Jürgen und ich uns noch ein Nickerchen – denn wir wollten in der Nacht durchfahren, bis nach Vancouver.

Am Abend gab's dann noch ein letztes gemeinsames Essen, ehe die lange Fahrt begann.

Es hieß Abschied nehmen.

Abschied von einer großartigen Wildnis.

Abschied von einem rauen, wilden Land, von fantastischen – und manchmal auch merkwürdigen – Menschen.

Abschied vom Kampfkater Felix und der treuen Hündin Anka.

Und nicht zuletzt: Abschied von der Nuit Mountain Gastranch – und von Brigitte und Manfred.

All das werde ich verdammt noch mal sehr vermissen.

Und ja – ich gestehe: Ich hatte feuchte Augen, als wir uns im Wagen immer weiter entfernten.

Nur das Licht der Scheinwerfer tanzt jetzt noch durch die Dunkelheit – auf dem langen Weg nach Vancouver.

*«Ich bin das lauschende Land,
das vor sich hin brütet.
Getauft in ewiger Schönheit.
Kristallklarem Wasser und Wäldern.»
(Robert Service)*



21. Kapitel Zurück zum Yukon im Jahr 2000

Ein merkwürdiges, unruhiges, aber gleichzeitig freudiges Gefühl durchströmte mich. Wieder saßen wir im Flieger von Vancouver nach Whitehorse. Unter uns glitt die weite, wilde Landschaft des Yukon-Territoriums dahin. Noch ein paar Minuten – und wir würden wieder landen auf dem kleinen, vertrauten Flughafen.

Es war August im Jahr 2000. In leichter Sommerkleidung stiegen wir aus dem Flieger und atmeten die klare Luft ein.

Wie soll ich die Gefühle beschreiben, die mich in diesem Moment beherrschten?

Mein Herz pochte wild. Die Sehnsucht nach Freiheit und Abenteuer, die sich in Deutschland wieder aufgestaut hatte, war kaum noch zu bändigen. Seit dem ersten Mal hier oben, in der faszinierenden Wildnis des Nordens, hatte mich dieses Land nicht mehr losgelassen. Ich sehnte mich zurück – zurück in meine zweite Heimat.

Ja, Kanada – und insbesondere der Yukon – waren mir wirklich zur Heimat geworden. Nie zuvor in meinem Leben hatte ich mich so frei, so ungebunden gefühlt wie hier. Seit jener ersten Reise durch den Norden sehe ich Deutschland mit anderen Augen. Die Enge, die ständigen Regelungen und Vorschriften, die kleinkarierte Bürokratie – all das engte mich ein. Der übergriffige Staat, der sich immer mehr in die Belange des Einzelnen einmischt, machte mich krank. Ich wollte dem entfliehen. Wenn schon nicht für immer, dann wenigstens für ein paar Wochen.

Bereits während des Fluges nach Vancouver hatte ich wieder freier durchgeatmet – und jetzt, hier im Yukon, spürte ich erneut dieses

wohlige Kribbeln. Die Vorfreude auf alles, was uns erwartete: die Landschaft, die Weite, die Ruhe. All das, was mir so viel bedeutete.

Der Flieger setzte zur Landung an.

In der kleinen Wartehalle suchten wir nach unserem Gepäck, das wir bald auf einen der Rollwagen luden. Dann blickten wir uns um, auf der Suche nach Jessica. Schon in Deutschland hatten wir das Wichtigste organisiert – die Hauptflüge, die Hotels und wieder die Kanu-Ausrüstung bei Mike und Jessica. Alles andere wollten wir, wie schon beim letzten Mal, auf eigene Faust angehen.

Dieses Mal hatten Jürgen und ich uns vorgenommen, den Tagish Lake und den Marsh Lake zu durchfahren – den Ursprung des Yukon Rivers. Anschließend sollte es auf dem Fluss weitergehen bis zurück nach Whitehorse.

Der eigentliche Ursprung des Yukon liegt im Westen Kanadas, in den Coast Mountains, etwa 200 Kilometer östlich der Pazifikküste, nahe der Grenze zwischen British Columbia und dem Yukon-Territorium. Dort entspringt der Fluss als Abfluss des Llewellyn-Gletschers im südlichen Teil des Atlin Lake, ein Ausläufer des Juneau Icefields. Dennoch werden häufig auch der Marsh Lake und der Tagish Lake als Quellgebiet genannt. Beide Seen sind durch einen breiten Arm miteinander verbunden und werden von kleinen Gletscherbächen gespeist.

Doch unsere Aufmerksamkeit galt jetzt dem Wiedersehen mit Jessica. Dann sahen wir sie – winkend, mit einem strahlenden Lächeln stand sie in der Menge, die sich allmählich auflöste. Wieder diese herzliche Begrüßung, als hätte sich in all den Jahren nichts verändert.

Natürlich mussten wir ihr erst einmal erzählen: von der langen Planung, den unzähligen Vorbereitungen – und vom erbitterten Kampf mit meinem Chef um sechs Wochen Urlaub. Gott sei Dank hatte er Verständnis, und am Ende bekam ich die ersehnte Auszeit.

Während der Fahrt in die Stadt erzählte Jessica, dass Mike diesmal mit einer Gruppe Touristen auf Kanutour unterwegs sei und deshalb

keine Zeit hätte. Aber wir waren zuversichtlich, ihn im Laufe unseres Aufenthalts noch zu Gesicht zu bekommen.

Beim Einchecken im Hotel lächelte uns die Rezeptionistin freundlich an und sagte auf Deutsch:

«*Sie können ruhig Deutsch mit mir sprechen.*»

Und wieder staunten wir nicht schlecht, so fern der Heimat einer Landsmännin zu begegnen.

Auf unserem Zimmer ließen wir die Ausrüstung achtlos zu Boden fallen und warfen uns erschöpft auf die weichen Betten. So ein langer Flug schlaucht gewaltig. Heute wollten wir jedenfalls keine großen Sprünge mehr machen. Jürgen hatte Lust, ein wenig durch die Stadt zu bummeln, und ich zog es vor, runter zum Fluss zu gehen. Doch vorher machten wir noch einen kurzen Abstecher in den hoteleigenen Saloon. Die Freude war groß, als wir dort unsere beiden Bedienungen wiedertrafen – die netten Ladys, mit denen wir schon beim letzten Besuch im Yukon so herzlich gelacht hatten. Sie waren tatsächlich noch da und erkannten uns auch gleich wieder. Und kaum hatten wir Platz genommen, standen auch schon zwei frisch gezapfte kanadische Biere vor uns, die wir uns in aller Ruhe schmecken ließen. Wir versprachen, bald wieder vorbeizuschauen, und gingen unserer Wege.

Der Yukon floss noch immer so ruhig und gelassen dahin wie vor einigen Jahren. Ich stand am Ufer und erst jetzt wurde mir so richtig bewusst, dass ich tatsächlich wieder hier war. Was für ein Glück! Die Bilder unserer letzten Reise flimmerten vor meinem inneren Auge: die Kanutour auf dem Fluss, der Besuch in Dawson City, der unvergessliche Rundflug – und all die Menschen, die wir unterwegs kennengelernt hatten.

Ich musste grinsen, als ich an manche komische Situation zurückdachte. Und jetzt stand ich wieder hier, am selben Flussufer, fast so, als wäre ich nie weg gewesen. Nur die Stadt hatte sich ein wenig verändert. An vielen Hausfassaden waren farbenfrohe Wandgemälde angebracht – Szenen aus der Vergangenheit: der Goldrausch, Trapper

mit ihren Hundeschlitten, die berittene Polizei in Paradeuniform. Eindrücke aus einer längst vergangenen Zeit, die hier noch immer lebendig scheinen.

Whitehorse liegt eingebettet in eine spektakuläre Landschaft und ist wie geschaffen als Ausgangspunkt für Erkundungen im Yukon. Die Stadt hat Charakter – voller Farbe, Kontraste und einer wilden Seele. Nicht umsonst wird sie oft als «Wilderness City» bezeichnet. Auch wenn Whitehorse flächenmäßig zu den größten Städten Kanadas gehört, ist der eigentliche Stadtkern überschaubar und besitzt einen ganz eigenen, nordischen Charme.

Wer sich auf die Geschichte der Stadt einlassen will, findet überall Spuren der Vergangenheit: restaurierte Originale wie der Schaufelraddampfer *SS Klondike* oder die *Old Log Church* aus dem Jahr 1900 erzählen eindrucksvoll vom Pioniergeist, der diesen Ort einst prägte.

Für Besucher gibt es in Whitehorse das ganze Jahr über viel zu entdecken. Die Stadt besitzt eine lebendige Künstler- und Kulturszene – farbenfrohe Festivals, Veranstaltungen und historische Sehenswürdigkeiten prägen das Stadtbild.

Seit dem Klondike-Goldrausch von 1896 war Whitehorse ein bedeutender Umschlagplatz für Versorgungsgüter der Goldsucher. Ab 1900 verband die Eisenbahnlinie der White Pass & Yukon Railroad die Hafenstadt Skagway (Alaska) mit Whitehorse. Von hier aus wurden die nördlichen Gebiete des Territoriums über den Yukon River mit Flussdampfern weiter versorgt – die Stadt entwickelte sich rasch zu einem zentralen Verkehrsknotenpunkt in dieser rauen Region.

In Gedanken versunken schlenderte ich am Ufer entlang. Nur das leise Glucksen des Wassers begleitete meine Schritte. Nach einer Weile machte ich mich wieder auf den Weg zurück zum Hotel. Jürgen war noch nicht da, und so gönnte ich mir ein kühles Bier im Saloon. Es war später Nachmittag, und nur wenige Gäste saßen an den Tischen.

Wenig später traf auch Jürgen ein und erzählte mir von seinem kleinen Stadtrundgang.

Über diesen Abend gibt es nicht viel zu berichten. Wir ließen ihn ruhig ausklingen und gingen früh schlafen. Denn am nächsten Tag stand einiges an: Wir mussten unsere Verpflegung für die Kanutour einkaufen, und Jessica brachte uns die komplette Ausrüstung für eine Woche mit. Gemeinsam mit ihr fuhren wir schließlich zum Ausgangspunkt am Tagish Lake.



22. Kapitel Auf stürmischen Seen unterwegs

Am nächsten Morgen standen wir früh auf, um unsere Besorgungen zu erledigen. Auch an geistige Getränke wurde gedacht – wir waren ja schließlich keine Kostverächter. Da wir vorerst keinen Mietwagen brauchten, nahmen wir ein Taxi, das uns bequem von einem Laden zum nächsten fuhr.

Als wir schließlich aus einem Liquor Store – einem Spirituosengeschäft – traten, mit einem großen Karton voller Bier und Whisky, den wir in den Kofferraum verfrachteten, grinste der Taxifahrer breit und meinte: *«Well, this is going to be a big party, eh?»*

Na, wenn der gewusst hätte, *was* für eine große Party wir planten ... Hätten wir ihm erzählt, dass wir nur zu zweit waren, wäre er wohl vom Glauben abgefallen. Stattdessen lächelten wir geheimnisvoll und bedeuteten ihm, uns einfach zum nächsten Laden zu fahren.

Zurück im Hotel wurde der gesamte Einkauf aufs Zimmer gebracht und sortiert. Vorsorglich hatten wir auch zwei Wasserkanister besorgt. In diese füllte Jürgen kurzerhand den Whisky um – fünf halbe Gallonen –, denn wir wollten nicht mit lauter großen Plastikflaschen herumlaufen.

Ich grinste breit, als ich das Schauspiel beobachtete. Fünf halbe Gallonen Whisky in Wasserkanister abzufüllen, hatte ich bis dahin auch noch nicht erlebt.

Jürgen bemerkte mein Grinsen und lachte:

«Tjaaa, wir wollen doch abends am Lagerfeuer nicht auf dem Trockenen sitzen!»

(So waren wir Junggesellen damals eben drauf.)

Kurz darauf holten wir uns einen dieser Gepäckwagen, wie man sie in Hotels findet, und verstauten unsere Ausrüstung darauf. Damit fuhren wir hinunter und stellten den Wagen in der Lobby ab.

Dann gingen wir hinaus, um auf Jessica zu warten.

Das Wetter zeigte sich leider nicht von seiner besten Seite – feiner Nieselregen fiel vom grauen Himmel, und die Temperaturen erinnerten eher an Spätherbst als an Sommer.

So standen wir auf dem Parkplatz, als jemand unser Gepäck auf die Veranda rollte. Ich dachte bei mir: *«Na, was für ein Service!»* Doch dann fiel mein Blick auf einen dunklen Fleck unter dem Gepäckwagen auf dem hölzernen Boden. Neugierig schlenderte ich heran.

War da Wasser ausgelaufen? Unmöglich – einen vollen Wasserkanister hatten wir ja nicht dabei. Und dann fiel es mir wie Schuppen von den Haaren ...

Ich ging noch näher heran und schnupperte. Es war – unser Whisky!

Da die Menge nicht vollständig in die beiden Wasserkanister passte, hatten wir den Rest in einen dieser faltbaren Notkanister umgefüllt. Ein Fehler, wie sich nun zeigte.

Jürgen hatte das Ding ausgerechnet ganz unten unter unsere gesamte Ausrüstung gepackt. Der dünne Kunststoffbeutel war dem Gewicht einfach nicht gewachsen. Er begann zu lecken – ein kleines Loch, aus dem nun ganz gleichmäßig unser wertvolles Nass auf das Holz der Veranda tropfte.

Jetzt war mir auch klar, was es mit dem »Service« auf sich hatte: Die ganze Hotellobby roch mittlerweile wie eine schlecht getarnte Destillerie!

Schnell zogen wir den beschädigten Kanister hervor und flickten ihn provisorisch mit Klebeband. Noch einmal Glück gehabt – es war zum Glück nicht viel verloren gegangen. Unsere Gesichter hellten sich sichtlich auf.

Kurz darauf erschien Jessica. Etwas kleinlaut erzählten wir ihr, was geschehen war. Doch sie lachte nur schallend:

«Na und?», prustete sie. *«Ihr habt Urlaub. Ist doch nicht weiter tragisch. Da hab ich mit anderen schon Schlimmeres erlebt.»*

Etwas verlegen gestand ich ihr, dass mein Parka und eine Jeans eine ordentliche Portion Whisky abbekommen hatten – und fragte, ob sie so lieb wäre, die Sachen mit heimzunehmen.

Wieder lachte sie herzlich:

«Na klar, gib sie mir einfach mit! Ich wasch sie durch und häng sie bei mir zum Trocknen auf.»

Erleichtert übergab ich ihr die nach Destille duftende Kleidung, und wenig später verluden wir gemeinsam unsere Ausrüstung in den Pickup. Immer noch lachend machten wir uns auf den Weg zum See.

Der Tagish Lake ist ein langgestreckter See im Yukon-Territorium, nahe der Grenze zu British Columbia. Sein Name stammt aus dem alten Tagish-Dialekt der Gwich'in – er bedeutet so viel wie «Fischreuse». Der See liegt nicht weit vom Hafen Skagway in Alaska entfernt, ist über 100 Kilometer lang, rund zwei Kilometer breit und besitzt mehrere Seitenarme. An einem dieser abgelegenen Seitenarme sollte unsere Tour beginnen.

Wie immer beluden wir unser Kanu sorgfältig. Alles musste wasserdicht verpackt, gleichmäßig verteilt und sicher verzurrt sein.

Dann verabschiedeten wir uns herzlich von Jessica. Ort und Zeit unserer Rückkehr waren bereits abgesprochen. Sie würde uns – wie beim letzten Mal – am Zielpunkt wieder abholen.

Gerade in dem Moment lichteten sich die dunklen Regenwolken, und die Sonne kam zum Vorschein. Wir hofften nur, dass es so bleiben würde. Ein paar Tropfen hier und da würden uns nichts ausmachen. Doch Dauerregen kann selbst dem erfahrensten Kanuten irgendwann auf die Nerven schlagen.

Frohgemut stachen wir in See.

Die ersten Minuten brauchten wir, um uns wieder an das Kanu zu gewöhnen. Doch bei rund 80 Kilogramm Gepäck und zwei Personen lag es ruhig und stabil im Wasser.

Mit kräftigen Paddelschlägen nahmen wir Kurs auf den weiten See hinaus.

Geahnt hatten wir es ja – aber dass es so schnell kommen würde, damit hatten wir nicht gerechnet ...

Wir waren vielleicht drei Stunden gepaddelt, als der Wind zunahm und wieder dunkle Regenwolken aufzogen. Bis dahin war alles noch erträglich. Doch als der Wind merklich auffrischte und die Wellen höher wurden, schüttelten wir enttäuscht und missmutig die Köpfe.

«Ist doch nicht zu fassen», rief Jürgen. «Kaum sind wir auf dem See, geht diese Sch... wieder los.»

Ich konnte seinen Ärger gut verstehen. Auch ich war frustriert. Schon damals, bei unserer Yukon-Tour, hatten wir hautnah erfahren, was es heißt, wenn der See hohe Wellen wirft und der Wind sich zu Orkanstärke aufbäumt. Dann ist Schluss mit Paddeln. Immer wieder hatte das Wetter unsere Pläne durchkreuzt. Doch was sollte man machen? Man musste es hinnehmen und sich der Natur beugen.

Bevor es ganz unmöglich wurde, weiterzufahren, suchten wir uns vorsorglich einen geeigneten Platz zum Anlanden. Eine kleine Bucht schien uns perfekt. Die Uferböschung war nur etwa zwei Meter hoch, oben lag eine kleine grasbewachsene Fläche, die an schützenden Wald grenzte.

Knirschen setzte das Kanu auf dem kiesigen Strand auf. Ich sprang heraus und band das Seil um einen Baumstamm, der nahe am Ufer lag. Dann kletterte auch Jürgen aus dem Boot und blickte stirnrunzelnd umher.

Ich musste grinsen. *«Wer weiß? Vielleicht sollten wir hier landen»,* kicherte ich. *«Schau dir mal diese herrliche Landschaft an! Ist das nicht traumhaft?»*

Jetzt musste auch er lächeln. *«Jaa, klar ist das herrlich»,* knurrte er. *«Aber immer, wenn wir gerade loslegen, kommt so ein Wetter auf. Ich könnte die Krise kriegen.»*

Da fegte ihm auch noch eine kräftige Windböe den Hut vom Kopf. Grinsend wandte ich mich lieber ab, um ihn nicht noch mehr zu reizen. Normalerweise ist Jürgen die Ruhe selbst. Nichts bringt ihn aus der Fassung. Doch wenn er in seinem geliebten Kanu sitzt und erst einmal paddelt, will er auch Strecke machen – und nicht schon nach drei Stunden wieder an Land rumsitzen.

Aber was half es?

Wir wuchteten unsere Ausrüstung die Böschung hoch und trugen alles in den schützenden Wald. Etwa viermal mussten wir die knapp fünfzig Meter laufen.

Dann stand Jürgen wie ein Waldschrat mitten im Dickicht. Anerkennend knurrte er: «*Wirklich schönes Plätzchen! Hier kann man's aushalten.*»

Ein wenig das Unterholz wegräumen, eine Kuhle für das Feuer graben – und schon fühlte man sich wieder zuhause. Außerdem lag der Platz wirklich geschützt. Draußen auf dem See pff der Wind, und die Wellen schlugen im regelmäßigen Takt ans Ufer. Doch hier im Wald spürte man von alledem nichts.

So liebte ich es: mitten in der Wildnis. Ein schöner Platz, ein Lagerfeuer und genug Proviant. Fehlen würde nur noch ein solides Blockhaus. Und dann diese Kulisse ...

Auf der gegenüberliegenden Seite des Sees erhoben sich die schneebedeckten Gipfel der Coast Mountains. Der See selbst – in türkisblau bis tiefdunklem Blau – bildete einen grandiosen Kontrast dazu. Auf dem Wasser tanzten weiße Schaumkronen.

Und wenn die Regenwolken aufrissen und die Sonne auf die Wasseroberfläche fiel, glitzerte der See, als wäre er mit Millionen Diamanten besetzt. In der Ferne begannen die Berge zu glühen – ein faszinierendes Schauspiel. Da konnte mir selbst das Wetter die gute Laune nicht verderben.

Ich grinste und sagte: «*Stell dir vor, unser Bernd wäre jetzt dabei.*»

Jürgen winkte ab. *«Der hätte das keine Stunde ausgehalten. Der hätte längst ein Satellitentelefon gezückt und ein Wasserflugzeug gerufen, um heimzufliegen.»*

Ich musste schallend lachen.

Nun aber machten wir uns daran, unser Lager einzurichten. Aus Erfahrung baute ich mein Zelt etwa fünfzig Meter vom eigentlichen Lagerplatz entfernt auf – eine notwendige Maßnahme, denn Jürgen war ein furchtbarer Schnarchhahn. Nur so war an nächtliche Ruhe zu denken.

Die Feuerstelle war, wie immer, meine Aufgabe. Das hatte sich über die Jahre und zahllosen gemeinsamen Unternehmungen so eingespielt.

Trotz des feuchten Wetters fand ich ausreichend trockenes Holz. Die dicht stehenden Fichten und Hemlocktannen ließen kaum Regentropfen bis zum Waldboden durch – ein idealer Schutz.

Endlich war alles an seinem Platz, und wir konnten zum gemütlichen Teil des Abends übergehen. Ich holte meine Videokamera und begann, die herrliche Landschaft einzufangen. Es war einfach ein Geschenk, hier zu sein und dieses Panorama zu genießen.

Schon bei meiner ersten Reise nach Kanada hatte ich nie das Gefühl, fremd oder verloren zu sein. Es war, als gehöre ich hierher. Auch jetzt fühlte ich wieder diese innere Ruhe, diese Gelassenheit, die mir zuhause oft fehlte. Obwohl ich nicht besonders gläubig bin, glaube ich doch, dass hier eine höhere Macht am Werk ist. Diese Einsicht – diese stille Zufriedenheit – erfüllt mich mit Demut. Wie klein und unbedeutend wir Menschen doch gegen die Kräfte der Natur sind.

Hinter mir, aus dem Wald, ertönten Axtschläge. Jürgen war wieder am Werkeln. Es war bei uns fast schon Tradition: Hatten wir erst einmal ein Lager errichtet, musste auch etwas gebaut werden.

Als ich zurückkam, sah ich ihn, wie er sich gerade einen bequemen Sitzplatz zimmerte. Die Sitzfläche fertigte er aus zurechtgeschnittenen, dünnen Ästen, die Lehne aus etwas dickerem Gehölz. Die Pfosten wurden fest in den Boden gerammt. Dann wurde mit Tannenzweigen

und trockenem Gras gepolstert – fertig war der Waldsessel. Wenn man zusätzlich noch eine Jacke über die Lehne hing, hatte man sogar einen passablen Windschutz.

Auch ich begann nun, mir ein solches Sitzmöbel zu bauen. Mit meinem Bowiemesser schnitt ich mir die nötigen Äste zurecht. Für die Lehne nahm ich längere Stäbe, die mir bis zu den Schultern reichten – bequem sollte es sein.

Ich musste laut lachen, als ich Jürgens Konstruktion sah: Ein gestandener Kerl mit über 90 Kilo, und baut sich ein Stühlchen wie für ein Kleinkind! «*Na, wenn das mal nicht zusammenkracht ...*»

Wir lachten wie kleine Jungs am Lagerfeuer.

«*So*», meinte ich grinsend, «*jetzt kann ich ein Ei legen und drauf brüten.*»

Es dämmerte allmählich. Ich schichtete noch etwas Feuerholz heran, setzte mich auf meinen selbstgebauten Thron und gönnte mir ein Tässchen von unserem guten *Golden Wedding*.

So ging der erste Abend am Tagish Lake langsam zu Ende



23. Kapitel Brot backen in der Wildnis

Schlafrunken kroch ich aus meinem Zelt. Jürgen war – wie immer – schon wieder auf den Beinen. Er klapperte mit Tellern und Kaffeekanne herum und schien bester Laune zu sein. Ein Liedchen pfeifend erwartete er mich bereits.

«Na, auch schon wach?», grinste er breit. «Ich möchte das einmal erleben, dass du als Erster aus dem Zelt kriechst.»

«Es ist sieben Uhr», knurrte ich müde. «Wenn du schon um sechs aus den Federn springst, ist das nicht mein Bier.»

«Ich war schon spazieren», lachte Jürgen.

«Wo willst du denn hier spazieren gegangen sein?», fragte ich spöttisch.

«Hast du dich durch den Urwald gequält?»

«Nö. Ich bin am Ufer langgelaufen. Dann oben am Waldrand entlang.»

«Na, das war ja ein ausgedehnter Spaziergang», grinste ich. «Und? Wenigstens einen Bären entdeckt?»

Jürgen schüttelte den Kopf. «Nö, nur ein paar Vögel gesehen.»

«Na, dafür hab ich aber einen Bären gehört – letzte Nacht», grinste ich.

Er lachte kurz. «Hab ich wieder so geschnarcht?», fragte er scheinheilig.

«Geschnarcht ist gut. Ich dachte schon, hier steht kein einziger Baum mehr.»

Nach diesen – wie so oft – freundschaftlichen Frotzeleien ließen wir uns erstmal ein kräftiges Frühstück schmecken. Wie schon so oft beschrieben: Ich hatte ständig Kohldampf. Die Eier mit Speck, dazu zwei Wurstbrote – das war genau das Richtige. Ein starker Kaffee dazu, und meine Lebensgeister waren zurück.

Na dann, lieber Tag – du kannst kommen!

Jürgen blickte zum See hinaus und knurrte: «Sieht so aus, als kämen wir immer noch nicht von hier weg. Guck dir das da draußen an!»

Ich musste gar nicht hinsehen. Schon vom Lagerplatz aus hörte man das Brausen des Windes und das Grollen der Brandung.

«*Na wunderbar. Und was machen wir?*», fragte ich.

Gleichmütig sagte Jürgen: «*Wir bleiben hier und bauen uns ein Blockhaus.*»

Jetzt musste ich laut lachen. «*Daran hab ich auch schon gedacht.*»

«*Müssen halt abwarten. Es ist ja noch früh am Tag*», brummte er.

«*Na gut, dann warten wir eben.*»

Mir gefiel der Platz ohnehin ausgesprochen gut. Aber wir waren nicht hier, um Wurzeln zu schlagen. Wir hatten auch nicht endlos Zeit. Spätestens drei Tage nach dem geplanten Termin mussten wir am Abholplatz sein – eine gewisse Verspätung war eingeplant, klar. Schließlich fuhren wir hier nicht mit dem Bus. Auf so einer Kanutour konnte jederzeit etwas dazwischenkommen: das Wetter, ein Unfall – irgendwas war immer möglich.

Aber irgendwann mussten wir weiter. Das ist der Nachteil, wenn man Seen befährt: Bei Flüssen treibt einen wenigstens noch die Strömung voran. Selbst bei Wind und Regen kommt man langsam weiter. Ein See hingegen hat keine Eigenbewegung – da hilft nur paddeln. Und bei hohem Wellengang ist das keine Kleinigkeit.

Das würden wir noch zu spüren bekommen.

Na gut – dann harren wir eben noch etwas aus. Und genießen diesen wunderschönen Platz ein bisschen länger.

Schon immer hatten wir mal ausprobieren wollen, wie es ist, in der Wildnis Brot zu backen. Ich hatte schon einiges darüber gelesen – von Erdlöchern voller Glut und ähnlichen Methoden. Wie man den Teig herstellt, wussten Jürgen und ich. Nur: Wie backen – ohne Ofen?

Also blieb nur eine Möglichkeit: ein Erdloch graben, es mit Glut füllen, dann gut abdecken – und warten.

Ich überließ Jürgen die Arbeit. Er wollte es unbedingt selbst versuchen. Na, dachte ich, soll er mal machen – und sah interessiert zu, wie er sich daranmachte, ein Loch in den Waldboden zu graben. Es war kein

leichtes Unterfangen. Dicke Wurzeln mussten mühsam mit der Axt beseitigt werden, und dazwischen lagen auch einige störrische Felsbrocken. Doch Jürgen ließ sich nicht beirren. Verbissen kämpfte er mit dem zähen Waldboden, als wolle er ihn bezwingen.

Ich hingegen setzte mich auf meinen „Thron“ und gönnte mir ein paar Tassen von unserem geistigen Wässerchen. Das wiederum machte mich schläfrig – ich zog den Reitermantel enger um mich, schloss die Augen und dämmerte dem Ende der Erdarbeiten entgegen. Was sollte ich auch anderes tun?

Irgendwann wachte ich auf. Jürgen stand nun am Lagerfeuer, etwas abgekämpft, und knetete gerade den Teig für unser Brot. Ich schaute neugierig zum selbstgebauten Waldofen. Für meinen Geschmack war er etwas mickrig ausgefallen. Ich hätte das Ganze größer angelegt. Aber ich sagte lieber nichts – holte nur wortlos ein paar große Holzscheite, um dem Feuer noch einmal richtig einzuheizen. Wir brauchten Glut. Viel Glut!

Glücklich schnaufend und mit einem zufriedenen Lächeln im Gesicht bearbeitete Jürgen seinen Sauerteig. Schließlich wickelte er den fertigen Klumpen in ein sauberes Tuch und meinte nur:

«So. Jetzt muss er gehen.»

Ich konnte mir eine Bemerkung nicht verkneifen:

«Wohin soll er denn gehen?»

Grinsend antwortete er: *«Mindestens eine Stunde lang soll der Teig aufgehen.»*

«Na prima», grinste ich unverschämt zurück, *«dann können wir ja – wenn wir Glück haben – zu Mitternacht eine Scheibe Brot essen.»*

Jürgen kicherte nur: *«So lange wird's nicht dauern.»*

Na ja, wer's glaubt! Es war erst gegen Mittag, und er hatte mit dem Wetter recht behalten. Zwar hatten sich die Regenwolken etwas verzogen, und immer öfter zeigte sich die Sonne. Doch der Wind blies weiterhin unvermindert heftig. An ein Weiterpaddeln war auch heute nicht zu denken.

Das Feuer brannte mittlerweile lichterloh. Ich dachte bei mir: *Fast wie das Osterfeuer daheim...*

Wir ließen es herunterbrennen, bis genug Glut entstanden war. Dann scharfte Jürgen sie eilig in das vorbereitete Erdloch.

Na ja – ob das reichen wird?

Den Teigklumpen hatte er inzwischen in Alufolie gewickelt. Nun versenkte er ihn feierlich wie bei einer Beerdigung in die Glut. Steine darauf, dann kam die ausgehobene Erde zurück, darauf eine Schicht aus Ästen und Zweigen – und zum Schluss nochmals Erde.

Jetzt hieß es wieder warten.

«*Sieht aus wie ein Kindergrab*», spottete ich.

Auch Jürgen konnte sich bei meinen sarkastischen Bemerkungen das Lachen nicht verkneifen.

Ich ging hinunter zum See, um mir ein Bild von der Lage zu machen. Meinen Hut musste ich mit dem Kinnriemen festzurren – so stark blies mir der Wind um die Ohren.

Schäumende Wellen rollten ans Ufer. Ich schätzte sie auf gute 80 bis 90 Zentimeter Höhe.

Nee, dachte ich, bei so einem Wellengang steig ich nicht ins Kanu. Das wäre ja Selbstmord.

Sogar unser Kanadier, das umgedreht am Ufer lag, wurde von den heftigen Windböen hin- und hergeschoben.

Nee, das wird heute auch nichts mehr.

Also ging ich zurück ins Lager und setzte die Pfanne aufs Feuer. Ich hatte schon wieder Kohldampf. Zwei Stücke Fleisch hinein und dazu ein paar Kartoffeln, die ich direkt ins Feuer warf. Was Besseres gibt's doch nicht.

Jetzt machte auch Jürgen ein Nickerchen. Den Hut tief ins Gesicht gezogen, träumte er wohl schon von einem knusprigen, goldbraunen Brotlaib.

Ich nutzte die Gelegenheit und ging mit der Kamera auf Pirsch. Doch je weiter ich mich durch die Wildnis kämpfte, desto klarer wurde mir:

Hier gibt's nicht viel zu filmen. Fast überall undurchdringliches Dickicht, und der Boden war morastig und glitschig. In diesem Gestrüpp würde ich sicher kein Wildtier entdecken. Noch nicht einmal Vögel waren zu sehen. Kein Rascheln, kein Laut, nichts. Es war, als wäre das Leben hier draußen einfach ausgeknipst.

Also quälte ich mich enttäuscht zurück zum Lager. Ich war bestimmt 1,5 Kilometer weit ins Dickicht vorgedrungen und hatte keine Lust, im Sumpf und Unterholz steckenzubleiben.

Es war später Nachmittag, und unser Brot hatte jetzt eigentlich lange genug in seinem Erdofen gelegen. Jürgen machte sich ans Werk. Er buddelte und buddelte – dann hatte er das Objekt der Begierde erreicht. Vorsichtig zog er das silberne Päckchen heraus. Mit spitzen Fingern – es war noch heiß – pellte er die Alufolie ab.

Misstrauisch betrachtete ich den Klumpen, der ein Brot sein sollte.

Jürgen zupfte ein Stück heraus, bohrte mit dem Finger hinein – und verzog enttäuscht das Gesicht.

«Mhh, nee. Das war nichts», brummte er. *«Alles noch weich. Nicht durchgebacken.»*

Ich murmelte nur: *«Sieht eher aus wie ein Hasenkadaver.»*

Enttäuscht legte Jürgen das missglückte Backwerk beiseite und grinste:

«Werden sich die Bären drüber freuen.»

Damit war das Thema «Brot backen in der Wildnis» fürs Erste vom Tisch.

Aber immerhin: Wieder eine Erfahrung mehr für uns.



24. Kapitel Naturgewalten

So verging auch dieser Tag ohne weitere Vorkommnisse, die erwähnenswert sind.

So allmählich besserte sich das Wetter. Jedenfalls soweit, dass wir am darauffolgenden Morgen endlich weiterfahren konnten. Es hingen zwar noch

vereinzelt dunkle Wolken am Himmel, doch überwiegend schien die Sonne und wir

kamen gut voran. Es war wieder eine Lust zu paddeln und die herrliche Landschaft

zu genießen.

Hier über den Tagish Lake sind vor über hundert Jahren die Goldsucher,

Glücksritter und Abenteurer gefahren. Auf ihrem Weg zu den Goldfeldern am

Klondike.

Während des Klondike-Goldrauschs Ende des 19. Jahrhunderts mussten die

Goldsucher, von der an der Inside Passage gelegenen Hafenstadt Skagway

kommend, entweder den White oder den Chilkoot Pass überqueren, um vom Lake

Bennett aus dann mit Booten auf dem Yukon River weiterreisen zu können. Der

Aufstieg zum Pass beginnt in Dyea, 12 Kilometer westlich von Skagway, und endet

nach 53 Kilometern in Bennett am Lake Bennett. Dyea, heute ein verwaistes Dorf,

von dem kaum noch etwas existiert, hatte im Jahr 1898, als der Goldrausch seinen Höhepunkt erreichte, 8000 Einwohner. Es war ein mörderischer Aufstieg. Viele gaben schon hier auf. Die Tausend Stufen, die "Golden Stairs", die in das Eis gehackt wurden, verlangten ihnen alles ab. Tag für Tag quälte sich eine endlose Menschenmasse den Pass hinauf. Über 100.000 Menschen überquerten zwischen 1897 und 1899 den Chilkoot Pass. An der kanadischen Grenze, auf Höhe des Passes, mussten die Goldsucher Ausrüstung und Proviant für ein Jahr vorweisen können, um passieren zu dürfen. Mindestanforderung waren unter anderem 500 Pfund Mehl, 100 Pfund Zucker sowie diverse andere Lebens- und Gebrauchsmittel wie zum Beispiel 500 Kerzen. In Summe belief sich das Gewicht der erforderlichen Ausrüstung, die in mehreren Etappen über den Pass transportiert werden musste, auf eine knappe Tonne. Um die komplette Ausrüstung über die 53 Kilometer von Dyea nach Bennett zu transportieren, mussten an die 3000 Kilometer Wegstrecke zurückgelegt werden. Weniger als die Hälfte der 100.000 Goldsucher erreichten den Klondike. Mit selbstgebauten Booten und Flößen überquerten sie dann den Tagish und Marsh Lake und setzten ihren Weg nach Dawson auf dem Yukon River fort. Doch auch auf

dem Fluss erwarteten sie noch gefährliche Hindernisse.

Wir jedoch glitten ruhig und mit gleichmäßigen Paddelschlägen dahin.

Bis jetzt hält sich das Wetter. Doch wir wollen es nicht beschlabbern.

Der See wurde jetzt breiter und vor uns lag eine kleine Insel. Links von uns die

geheimnisvolle Mauer der Wildnis, die sanft bis hinunter zum Ufer abfiel. Auf der

anderen Seite die schneebedeckten Berge, die sich steil und wie eine dunkle Wand

erhoben.

Stirnrunzelnd blickten wir immer wieder zum Himmel. Unsere Paddelschläge wurden kräftiger – wir wollten wenigstens bis zum Nachmittag noch ein gutes Stück schaffen. Und wieder begann es leicht zu nieseln. Zum Glück hatte ich vorgesorgt: Die wasserdichten Überhosen und die Regenjacke leisteten jetzt gute Dienste. Wenigstens blies der Wind nicht zu stark, sodass wir ohne große Mühe am Nachmittag unser Etappenziel erreichten.

In einer kleinen, geschützten Bucht legten wir an. Der Strand war flach, wir mussten keine Böschung überwinden. Nur ein paar Meter vom Ufer entfernt deutete eine alte Feuerstelle darauf hin, dass hier schon andere Kanuten gerastet hatten.

Wir zogen das Kanu auf den Strand und trugen unsere Ausrüstung bis zur Feuerstelle. Der Platz lag in einem lichten Birkenwäldchen, dahinter begann – wie mit dem Lineal gezogen – die dunkle Wand der Wildnis.

Wie immer machte ich zuerst ein Feuer. Dann holte ich Wasser aus dem See und setzte kräftigen Kaffee auf. Platz für die Zelte war reichlich vorhanden. Der Boden war weich und mit langfaserigem Gras bewachsen. Wir wollten ohnehin nur eine Nacht bleiben – wenn das Wetter mitspielte.

Diese Nacht schlief ich wie ein Murmeltier.

Am nächsten Morgen, nach einem kräftigen Frühstück, waren wir wieder auf dem Wasser. Das Wetter war durchwachsen – mal Sonne, mal dunkle Wolken und Nieselregen. Doch das ließ sich ertragen.

Langsam näherten wir uns dem Ende des Sees. Und ebenso langsam wurde der Wind wieder stärker. Doch diesmal wollten wir nicht noch einmal an Land. Es waren nur noch wenige Kilometer bis zum Ausgang des Tagish Lake – das wollten wir jetzt durchziehen. Doch genau diese letzten Kilometer wurden uns schwerer gemacht als alle vorherigen.

Wie befürchtet, nahm der Wind schnell zu – bald erreichte er Sturmstärke. Innerhalb weniger Minuten bauten sich hohe Wellen auf. Doch Aufgeben war keine Option mehr. Wir mussten es bis in den geschützten Bereich am Ende des Sees schaffen.

Wir hielten das Kanu mit aller Kraft gegen die Wellen. Immer wieder klatschte der Bug hart auf, wenn eine neue Welle uns traf. Mit aller Kraft kämpften wir uns voran. Wenigstens hatten wir Rückenwind – so half er uns wenigstens beim Vortrieb.

Bald tauchte am Horizont das Ende des Sees auf. Wir konnten die Umrisse der Ortschaft Tagish erkennen, die auf einer hohen Uferböschung lag. Ich dachte bei mir: Gleich haben wir's geschafft. Doch dann zog es sich wieder hin – wie so oft beim Kanufahren.

Man sieht eine Landzunge oder eine Uferlinie und glaubt, in wenigen Minuten dort zu sein. Doch weil sie meist schräg in den See ragt, wirkt sie viel näher, als sie in Wirklichkeit ist. Was aussieht wie eine Viertelstunde, kann leicht zur Stundenaufgabe werden.

So auch diesmal.

Trotzdem: Irgendwann erreichten wir den schmalen Verbindungskanal zwischen dem Tagish und dem Marsh Lake. Jetzt konnten wir aufatmen.

Erschöpft legten wir die Paddel ins Boot und ließen uns in dem ruhigen Wasser treiben.

Obwohl wir als erfahrene Kanuten galten, hatten wir diesmal ganz klar die Grenze unserer Kräfte erreicht. Und ich gebe zu – bei diesem

Wellengang wurde mir doch recht mulmig. Ich schätzte die Wellen auf gut 80 Zentimeter Höhe. Das ist wirklich das Maximum, was man mit einem Kanu noch wagen kann. Und wehe, man hielt den Bug nicht sauber gegen die Wellen – dann war das Abenteuer schneller vorbei, als einem lieb war.

Einmal quer zur Welle, ein kleiner Fehler – und das Boot kenterte. Und dann? Mitten auf dem See, im eiskalten Wasser? Lieber nicht dran denken.

Jürgen atmete schwer, ließ die Schultern hängen und stöhnte mit schmerzverzerrtem Gesicht:

«Jetzt bin ich aber auch geschafft. Alles tut weh – Schultern, Arme, einfach alles. War das wieder eine Quälerei.»

Ich reckte mich und versuchte, die steifen, schmerzenden Glieder wieder halbwegs in Gang zu bringen.

«Mann, Mann, Mann – da hat uns die Natur mal wieder ordentlich den Stinkefinger gezeigt», scherzte ich.

Jürgen musste lachen. *«Da haste recht. So heftig war's selten. Aber ist ja nicht mehr weit – gleich sind wir am Campground.»*

Der kleine Ort, den wir jetzt ansteuerten, ist wirklich nur ein winziger Punkt auf der Karte. Gerade mal 222 Einwohner zählt er, davon etwa 45 Angehörige der örtlichen First Nations, vor allem der Carcross/Tagish First Nation. Den Tagish – von denen viele auch in Carcross und Whitehorse leben – verdankt der Ort seinen Namen.

Schon 1942, zur Zeit des Zweiten Weltkriegs, begann der Bau des Alaska Highways, der direkt an der Ostseite des Sees entlangführt.

Wenig später machten wir am Ufer fest. Nach so vielen Tagen in der Wildnis erwartete uns wieder ein Stückchen Zivilisation – und ja, das fühlte sich verdammt gut an.

Ein Campingplatz bedeutet für uns puren Komfort: Kein mühsames Feuerholzsuchen, keine Sägerei im Unterholz. Es gibt Toiletten, fließendes Wasser, Waschgelegenheiten – sogar ein Gemeinschaftshaus. Für uns fast schon Luxus.

Wenn das kein Komfort ist!

Müde und erschöpft schleppten wir unsere Ausrüstung einen kleinen Hang hinauf und dann etwa hundert Meter bis zum Campground. Gleich den ersten Zeltplatz nahmen wir in Beschlag.

Was für eine Wohltat, auf ebenem Boden zu sitzen, dem Knistern des Feuers zu lauschen und dabei zu beobachten, wie das Fleisch in der Pfanne brutzelt.

Danach unternahmen wir nur noch einen kurzen Spaziergang zum Post Office, wo wir uns ein paar Postkarten holten und an die Lieben daheim schickten.

Tagish ist ein winziger Ort. Hinter dem Namen verbirgt sich, wie so oft in dieser Gegend, im Grunde nur ein Roadhouse – eine Raststätte. Aber in der kanadischen Wildnis übernimmt so ein Roadhouse schnell eine wichtige Funktion. Hier gibt es zum Beispiel die einzige Tankstelle im Umkreis von vielen Kilometern, die Totem Oil anbietet.

Dazu kommen ein Pub, eine Telefonzelle und eine Wand voller Postfächer. Denn die kanadische Post liefert hier nicht jedes Schreiben bis zur Tür – dafür ist die Streuung der Siedlungen zu groß. Stattdessen holt man seine Briefe eben im Ortszentrum ab. Und so wird das Roadhouse von Tagish ganz selbstverständlich zur Nachrichtenbörse und zum Treffpunkt der ganzen Umgebung.

Auf der anderen Seite des kleinen Ortskerns stehen entlang des Highways ein paar Wohn- und Wochenendhäuser, die deutlich jünger sind als der eigentliche Ort.

Am Abend waren wir so kaputt, dass wir uns früh in die Zelte verzogen. Am nächsten Tag galt es, den Marsh Lake zu überqueren – dann würden wir endlich den Yukon River erreichen.

Wir waren heilfroh, dass wir auch das geschafft hatten. Wobei: Streng genommen ist der Marsh Lake gar kein See. Er ist eher eine Verbreiterung des Yukon – auf bis zu vier Kilometer. Auch die anderen Seen, die wir durchquerten, speisen den Fluss auf diese Weise.

Der Marsh Lake misst rund 30 Kilometer Länge. Und diese 30 Kilometer hatten es noch einmal in sich. Fix und fertig und völlig ausgelaugt wollten wir eigentlich nur noch eines: An Land!

Doch ein Stück lag noch vor uns. Aus purer Erschöpfung ließen wir uns zwischendurch ans Ufer treiben, um ein wenig zu verschnaufen. Der Wellengang war hier erträglicher.

Jürgen konnte es wieder einmal nicht lassen und warf die Angel aus. Beim zweiten Versuch verhakte sich der Haken ausgerechnet in meiner Weste – auf dem Rücken.

Jetzt im schwankenden Boot den Haken da rauszubekommen, war eine üble Sache. Ich fluchte, verrenkte mir die Arme und Jürgen kicherte auch noch hämisch dabei. Ich musste tatsächlich die Weste ausziehen, um dieses verdammte Ding zu lösen.

Kopfschüttelnd über diesen Unsinn machten wir uns danach endlich wieder auf den Weg. Es lag ja noch eine schöne Strecke vor uns – aber unsere Kräfte waren am Limit.

An der Einmündung in den Yukon River legten wir schließlich an. Mit letzter Kraft schleppten wir unser Gepäck die steile Böschung hoch. Mitten im Unterholz schlugen wir die Zelte auf.

Mir war inzwischen alles egal – ich wollte nur noch ruhen.

In der Nähe unseres Lagers entdeckten wir frisch angenagte Baumstümpfe. Hier waren wohl erst vor Kurzem Biber am Werk gewesen.

Nachdem wir einen starken Kaffee gekocht und ein wenig gegessen hatten, lagen wir nur noch faul und träge unter den Bäumen. Der Nieselregen hatte aufgehört, und es war angenehm warm.

«Nie wieder befahre ich solche Seen!», fluchte Jürgen. «Das war mit Abstand die beschissenste Tour, die ich je erlebt habe.»

Ich nickte zustimmend. Auch ich hätte nicht gedacht, dass es so ungemütlich und anstrengend werden würde. Selbst die Einheimischen in Tagish meinten, sie hätten selten einen derart verregneten und stürmischen August erlebt.

Aber gut – mit Komplikationen muss man immer rechnen. Dass das Wetter umschlägt, liegt in der Natur der Sache. Doch trotzdem: Lieber auf einem Fluss unterwegs als solchen Widrigkeiten auf einem offenen See ausgesetzt zu sein.

Aber wir wollten es ja so. Wollten keinen Pauschalurlaub, sondern das echte Abenteuer. Die Natur mit allen Sinnen erleben, sie in uns aufsaugen, auf eigene Faust die Wildnis entdecken.

Doch auch ich hatte jetzt endgültig die Nase voll von den stürmischen Seen. Ich war heilfroh, von nun an auf dem Strom unterwegs zu sein. Da kann das Wetter noch so schlecht sein – man kommt immer irgendwie voran.

Und wie zum Hohn schien am nächsten Morgen plötzlich die Sonne. Als wir mit dem Kanu auf dem Yukon unterwegs waren, zeigte sich das schönste Sommerwetter.



25. Kapitel Die letzte Etappe auf dem Yukon River

Unsere bedrückte Laune war verschwunden.

Der Yukon floss mit etwa sechs bis acht Kilometern pro Stunde dahin und machte das Kanufahren zu einem reinen Vergnügen. Unsere Schwimmwesten hatten wir abgelegt und als Sitzpolster benutzt. Auch meine Regenjacke war wasserdicht verstaут. Die Welt war wieder in Ordnung.

Gut gelaunt glitten wir auf dem großen Fluß dahin. Jetzt fanden wir auch wieder Zeit, uns die Landschaft intensiver anzusehen. Der Yukon wurde hier von beiden Seiten durch steile Abhänge begrenzt. Am Ufer konnte man gut erkennen, wie hoch das Wasser im Frühjahr stand. Zur Schneeschmelze schwoll der Fluss zu einem reißenden Strom an – etwa vier bis fünf Meter höher, wie ich schätzte. Denn an den Ufersträuchern und Gebüschern hingen noch Treibgut, kleinere Stämme und Gras vom letzten Hochwasser.

Dann tauchte vor uns plötzlich eine Brücke auf. Wir legten am flachen Ufer an – auch, um uns die Beine zu vertreten.

Ich hatte einmal versucht, stehend im Kanu mein Geschäft zu verrichten. Keine gute Idee. Fast wären wir dabei gekentert.

An dieser Stelle führte der Alaska Highway über die Brücke, und weiter vorne versperrte ein Wehr die Durchfahrt. Wir legten erneut an und erkundeten das Hindernis. Die Tore des Wehrs waren allesamt geöffnet. Sie wurden nur bei Hochwasser geschlossen. Die einzelnen Durchlässe waren gerade so breit, dass ein Kanu hindurchpasste.

Jürgen brummte: *«Da rauschen wir doch locker durch.»*

Wir hatten nämlich keine große Lust, das Kanu samt Ausrüstung um das Wehr herumzuschleppen – es wären gut hundert Meter gewesen.

Das wollten wir uns nicht antun. Und außerdem war es mal eine willkommene Abwechslung bei der doch recht eintönigen Paddelei.

Fröhlich grinsend stießen wir uns vom Ufer ab. Langsam näherten wir uns dem Hindernis. Das Rauschen wurde lauter. Ich zog mein Paddel ein, um nicht irgendwo hängen zu bleiben. Jürgen übernahm das Steuern.

Dann packte uns die Strömung und zog uns mit voller Wucht durch einen der Durchlässe. Trotz aller Vorsicht stießen wir an eine der Stahlstreben. Meine Kamera, die ich am Bug befestigt hatte, zitterte verdächtig.

Doch dann waren wir durch. Von Jauchzen und lauten Rufen begleitet schossen wir durch die kleine Stromschnelle.

Doch das Kehrwasser hatte es noch in sich. Diese Strudel, die sich bei Hindernissen bilden, können tückisch sein. Schon mancher Kanufahrer hat ihre Gefahr unterschätzt. Wer hier kentert und ins Wasser fällt, hat schlechte Karten, da wieder heil herauszukommen.

Es riss unser Kanu herum, wir trieben plötzlich quer zur Strömung. Ich wechselte das Paddel rasch auf die andere Seite, und mit vereinten Kräften brachten wir das Boot wieder auf Kurs.

Ein paar Spritzer Wasser ins Boot – und auch diese Sache war gegessen. Lachend ließen wir uns im nun ruhigen Gewässer treiben, und ich zündete mir einen Glimmstängel an. Vom Ufer aus winkte uns ein Mann zu und rief etwas herüber, das ich aber nicht verstand. Er hatte wohl das Schauspiel interessiert mit angesehen.

Der Yukon machte kurz darauf eine starke Biegung und verengte sich bis auf etwa dreißig Meter. Vor uns tauchte das nächste Hindernis auf: Treibgut von der letzten Schneeschmelze versperrte die Weiterfahrt. Dicke Bäume, Äste und Wurzeln türmten sich wie ein riesiger Biberdamm quer über den Fluss.

Ende im Gelände.

Wir mussten wohl oder übel an Land und das Kanu samt Ausrüstung auf dem Landweg um das Hindernis herumtragen – eine sogenannte

«Portage» stand bevor. Na, was soll's? Es war ohnehin an der Zeit, sich einen Lagerplatz zu suchen. Oberhalb des Flusses ließ es sich gut kampieren. Wir fanden eine ebene, kaum bewachsene Lichtung unter Bäumen und schlugen dort unser Lager auf.

Mit einem lachenden und einem weinenden Auge machten wir uns an die Arbeit. Nach und nach schleppten wir die Ausrüstung die rund zwanzig Meter den Hang hinauf. Das Kanu trugen wir gleich weiter bis zum Ende des Hindernisses und legten es umgedreht ins Dickicht am Ufer.

Lachend tat ich so, als sei ich völlig am Ende meiner Kräfte. Jürgen nahm mich kurzerhand Huckepack und trug mich feixend den Hang hinauf.

«*Mit zweiundfünfzig darf man sich auch mal tragen lassen!*», rief ich. Und Jürgen konterte ausgelassen: «*Mit alten Säcken hat man's auch nicht leicht!*»

Dann folgte wieder die altvertraute Lager-Routine.

Es waren nur noch wenige Kilometer bis Whitehorse. Vor uns lag nur noch der Miles Canyon. Hier durchbricht der Yukon den schmalen, etwa zwei Kilometer langen Canyon, bevor er im Schwatka Lake aufgestaut wird.

Die Staumauer dieses Sees liegt im Süden der Innenstadt von Whitehorse, der Hauptstadt des Yukon-Territoriums. In den Fluten des Sees versanken auch jene schaumgekrönten Stromschnellen, die einst an wilde Mähnen weiße Pferde erinnerten – und der Stadt ihren Namen gaben.

Der Schwatka Lake ist nach dem US-Offizier Frederick Schwatka benannt, der 1883 mit einem Floß den Oberlauf des Flusses erkundete. Durch den Stausee ist der Wasserspiegel im Canyon um etwa sechs Meter gestiegen. Heute wird durch die Staumauer Strom für Whitehorse gewonnen.

Doch es ist auch heute noch ein Erlebnis, durch diese Schlucht zu fahren.

Wir legten vor dem Canyon an einer geschützten Stelle an, um diese Sehenswürdigkeit von oben zu betrachten. Einige Interessierte liefen bereits auf den verschlungenen Trampelpfaden umher, und auch auf der Hängebrücke standen Neugierige.

Es war aber auch ein großartiges Schauspiel: Der Yukon verengte sich hier auf etwa dreißig Meter. Smaragdgrün schoss das Wasser durch den Canyon, und wir schätzten die Strömung auf gut 35 bis 40 Kilometer pro Stunde.

Dann suchten wir uns die Stelle aus, von der aus wir in die Schlucht einfahren wollten. Es war klar – wir mussten genau in der Mitte bleiben.

Zurück beim Boot überprüfte ich meine Kamera. Dieses Erlebnis wollte ich unbedingt auf Video festhalten. Die Kamera war fest vertäut – es konnte losgehen.

Mit ein wenig Herzklopfen glitten wir langsam auf den Canyons zu. Das Rauschen der Wassermassen wurde immer lauter. Vor uns brachen sich hohe Wellen mit Wucht an der gegenüberliegenden Felswand. Gischt stieg auf.

Wie von Geisterhand wurden wir angesogen. Wir hielten genau auf die Mitte zu. Dann riss uns die Strömung mit voller Kraft hinein.

Jetzt hieß es nur noch: paddeln, paddeln, paddeln – um die Geschwindigkeit des Kanus der reißenden Strömung anzupassen. Tut man das nicht, kann es das Boot herumreißen und zum Kentern bringen.

Na, hier möchte ich nicht baden gehen.

Es ging in rasanter Fahrt vorwärts. Nur schemenhaft nahm ich die Menschen wahr, die uns von der Brücke aus zujubelten. Nach etwa drei Minuten war die wilde Fahrt auch schon vorbei. Noch ein letzter Strudel, ein Kehrwasser – und wir waren durch.

Jubelnd und jauchzend nahmen wir den Schwung mit und trieben langsam hinaus auf den Schwatka Lake.

Was für ein Erlebnis.

Freudestrahlend legten wir am Ufer an, um eine kleine Pause zu machen. Dann ging es weiter über den Schwatka Lake – dem Ende unseres Kanuabenteuers entgegen.

Vor der Staumauer legten wir nochmals an. Hier mussten wir ohnehin die gesamte Ausrüstung zur anderen Seite tragen. Eine andere Möglichkeit gab es nicht.

An dieser Stelle lagen viele Anleger für Wasserflugzeuge. In den umliegenden Hütten und Blockhäusern war jetzt kaum Betrieb. Wir gingen in das kleine Büro, in dem es auch Kaffee und einen Imbiss gab. Ich war neugierig und holte meine Kamera vom Kanu. Unbedingt wollte ich sehen, wie die Durchfahrt des Canyons auf Video aussah.

Als ich zurückspulte, traute ich meinen Augen nicht:

Ich hatte in der Aufregung vergessen, den Film zu wechseln. Genau in dem Augenblick, als wir in die Schlucht einfuhren, war das Band zu Ende.

Urplötzlich war meine Laune im Keller.

Ein solch einmaliges Erlebnis – und ausgerechnet nicht auf Film. Am liebsten hätte ich mir die Haare gerauft und mich selbst in den A... gebissen. So eine Dämlichkeit. Und das ausgerechnet bei so einer Gelegenheit!

Ich glaube, jeder kann sich vorstellen, wie mir zumute war.

Jürgen versuchte mich zu trösten. Doch insgeheim hätte ich am liebsten die ganze Fahrt noch einmal unternommen – nur für diese Aufnahme.

Aber das war leider unmöglich. Und so bleibt mir dieses Erlebnis nur in der Erinnerung.

Als Perfektionist in Sachen Videofilmen war das meine bisher größte Dummheit.



26. Kapitel Abstecher nach Alaska

Vom Campground am Alaska Highway, unweit von Whitehorse, wurden wir am nächsten Tag abgeholt. Diesmal war es Mike, der uns begrüßte.

Die Begrüßung war wie erwartet herzlich. Nachdem wir ihm erzählt hatten, was wir alles erlebt – und auch erduldet – hatten, musste er lachen.

«Mit sowas muss man eben rechnen», meinte er trocken. «Auch wenn ich zugeben muss: So einen verregneten August habe ich hier auch noch nie erlebt.»

Und das wollte etwas heißen – schließlich lebte Mike bereits seit einigen Jahren als Einwanderer in Kanada.

Er war viel in der Welt herumgekommen. Als Bergführer hatte er es in Deutschland nicht lange ausgehalten. Dann lernte er hier im Yukon Jessica kennen. Die beiden heirateten und machten sich mit einer kleinen Kanuvermietung selbstständig.

Jessika, selbst in der Tourismusbranche tätig, brachte die nötige Erfahrung mit, um gemeinsam etwas aufzubauen.

Heute engagieren sich beide beim «Yukon Quest», dem härtesten Hundeschlittenrennen der Welt, und gelten inzwischen als anerkannte Wildnis- und Touren-Guides.

Der «Yukon Quest», offiziell «Yukon Quest International Sled Dog Race», ist ein 1984 ins Leben gerufenes Langstrecken-Schlittenhunderennen, das sich über rund 1.000 Meilen – also etwa 1.600 Kilometer – erstreckt. Es führt durch Alaska und Kanada, zwischen Fairbanks (Alaska) und Whitehorse (Kanada). Das Rennen findet jedes Jahr im Februar statt: In Jahren mit gerader Zahl beginnt

es in Fairbanks und endet in Whitehorse, in ungeraden Jahren verläuft es in umgekehrter Richtung.

Der Yukon Quest erinnert an die historische Bedeutung des Trails für die Erschließung des Nordens – an Goldsucher, Trapper, Briefboten und Abenteurer, die sich ohne Hilfe moderner Technik durch die Wildnis schlugen. Es gilt als das härteste und anspruchsvollste Schlittenhunderennen der Welt – auch im Vergleich zum berühmten «Iditarod», der als längstes Rennen dieser Art gilt.

Nachdem Mike uns mitsamt unserer Ausrüstung zum Hotel zurückgebracht hatte, machten wir uns daran, Ordnung ins Gepäck zu bringen. Die Kleidung musste gewaschen, manches geflickt, alles neu sortiert werden. Am nächsten Tag stand zudem der Gang zur Autovermietung an.

Jessika holte uns pünktlich ab und fuhr uns in die Nähe des Flughafens zur uns bereits vertrauten Vermietung. Dort hatten wir schon vor einigen Jahren ein Fahrzeug ausgeliehen.

Diesmal entschieden wir uns für eine Ford-Limousine. Allrad war nicht nötig – wir wollten ausschließlich auf befestigten Straßen bleiben. Unser Plan: ein Trip hinüber nach Alaska. Die Route sollte über Skagway und Haines führen, weiter nach Tok, und schließlich über den berühmten Taylor Highway, auch bekannt als «Top of the World Highway», bis nach Dawson City – einer der Traumstraßen der Welt.

Seinen Namen trägt diese grenzüberschreitende Strecke nicht ohne Grund: Sie verläuft über Bergkämme mit weitem Blick auf Täler, Wälder und den mächtigen Yukon River. Zudem gehört sie zu den nördlichsten Highways überhaupt. Wer die Grenze überquert, muss sogar die Uhr umstellen: In Alaska ist es 8.00 Uhr, wenn in British Columbia schon 9.00 Uhr geschlagen hat – dort gilt Pacific Time.

Kurz gesagt: Es wartete ein weiteres, unvergessliches Abenteuer auf uns.

Nachdem alle Formalitäten erledigt waren, fuhren wir noch rasch bei Jessica und Mike vorbei, um meine Wäsche abzuholen. Die Klamotten hingen frisch gewaschen und trocken auf der Leine. Wir mussten lachen, als Jessica erzählte, dass Mike beim Heimkommen die Nase rümpfte. Meine nach Whisky durchtränkten Kleidungsstücke hatten wohl eine Duftmarke hinterlassen, die man nicht so schnell vergaß.

Ich packte die Hose und den Parka in meinen Seesack und verstaute alles im Kofferraum unseres Leihwagens. Dann verabschiedeten wir uns – nicht ohne das Versprechen, nach unserer Tour noch einmal vorbeizuschauen.

Am Ende des Summit Lake erreichten wir schließlich die Grenze zwischen Kanada und Alaska. Der White Pass markiert hier die offizielle Grenzlinie, doch der eigentliche Kontrollpunkt liegt etwas weiter unten im Tal.

Hinter dem Summit Lake geht es steil bergab. Das Tal wird enger, die Straße kurviger, und links und rechts ragen schroffe Felswände und dichte Wälder in die Höhe. In einer besonders engen Passage befindet sich der amerikanische Grenzposten. Ein freundlicher Officer begrüßte uns mit einem Lächeln und verpasste meinem Pass einen hübschen Stempel – das war alles. Der Grenzübergang kostete uns 15 Dollar.

Was für ein Tal das ist, durch das man hier hinunterfährt! Jahrtausende von Schmelzwasser haben diese Schlucht mit gewaltiger Kraft aus dem Fels geätzt – fast 1.000 Höhenmeter tiefer liegt der Ausgang.

Durch genau diese Schlucht wurde einst eine Bahnlinie verlegt: die legendäre «Yukon Railway». Sie führte vom Hafen in Skagway über den White Pass hinauf bis nach Whitehorse – ein technisches Meisterwerk aus der Goldrauschzeit.

Es sind wirklich berauschende Bilder, die sich auf dieser Strecke bieten. Die Straße von Whitehorse nach Skagway gehört zweifellos zu den eindrucksvollsten Nordamerikas – und das sollte man einmal selbst erlebt haben!

Von Whitehorse bis Skagway sind es etwa drei Stunden Autofahrt. Und mit guter Country-Musik im Radio ging es nun voller Vorfreude dem nächsten Ziel entgegen.

In der Stadt angekommen, zog es uns direkt zum Fährterminal, das in einem natürlichen Hafenbecken liegt. Zwischen bewaldeten und verschneiten Bergflanken lagen zwei imposante, weiße Kreuzfahrtschiffe – schwimmende Kleinstädte –, daneben die deutlich kleinere, blau-weiße Fähre des «Alaska Marine Highway System».

Wir besorgten uns Tickets für die Überfahrt nach Haines – eine einstündige Fahrt durch den Lynn Canal, einem Seitenarm der berühmten Inside Passage. Diese Fjordlandschaft ist eine der schönsten der Welt – vergleichbar mit der norwegischen Hurtigrute, nur wilder, schroffer, ursprünglicher.

Danach machten wir uns auf, Skagway zu erkunden. Die Stadt lebt heute fast ausschließlich vom Tourismus. Es gibt zahllose Läden, das «Gold Rush Museum», Informationen über den Chilkoot Trail und die historische Eisenbahn. Und natürlich den legendären «Red Onion Saloon» – die «Rote Zwiebel».

Den mussten wir uns einfach anschauen. Drinnen fühlte man sich wie in eine andere Zeit versetzt: Barmädchen in viktorianischer Kleidung bedienten die Gäste, ein Klavierspieler sorgte für Stimmung, und die ganze Atmosphäre erinnerte an das Amerika des späten 19. Jahrhunderts.

Doch da das Bier stolze sechs Dollar kostete, verabschiedeten wir uns nach einem Glas wieder. Wir mussten ja auch noch einen Zeltplatz finden.

Auf der Karte entdeckten wir einen kleinen Campground außerhalb der Stadt, und so machten wir uns auf den Weg. Die abenteuerliche Dyea Road führte uns entlang der «Smuggler's Cove», der Schmugglerbucht, in Richtung der einstigen Goldgräberstadt Dyea.

Dyea – heute eine Geisterstadt – war einst ein wichtiger Anlaufpunkt für Goldsucher. Hier, am Taiya River, begann für viele der

beschwerliche Weg über den berühmten Chilkoot Pass nach Dawson City.

Im Jahr 1898, auf dem Höhepunkt des Goldrauschs, lebten in Dyea etwa 8.000 Menschen. Die Stadt zählte 48 Hotels, 47 Restaurants, 39 Saloons und 19 Frachtunternehmen – ein Ort voller Leben und Hoffnung. Doch schon wenige Monate später änderte sich alles: Mit der Inbetriebnahme der White Pass and Yukon Railway am 20. Juli 1898, die von Skagway aus über den White Pass führte, verlor Dyea rapide an Bedeutung.

Die Gebäude wurden abgetragen, verkauft oder schlicht als Feuerholz genutzt. 1903 lebten nur noch sechs Menschen in der einstigen Boomtown. Heute erinnern nur noch spärliche Überreste an das kurze, wilde Leben der Stadt – vor allem der Friedhof, auf dem viele der Opfer des Lawinenunglücks vom 3. April 1898 begraben liegen.

Dyea ist heute Teil des «Klondike Gold Rush National Historical Park» – ein stilles Mahnmal der Gier, der Hoffnung und der Härte jener Zeit.

Ganz in der Nähe fanden wir unseren Zeltplatz. Kein Mensch war zu sehen, der Schlagbaum stand offen. Also fuhren wir einfach hinein und suchten uns ein gemütliches Plätzchen. Es sollte ja nur eine Zwischenstation sein – am nächsten Tag, gegen Nachmittag, ging es mit der Autofähre weiter nach Haines.



27. Kapitel Die White Pass & Yukon Railway

Als wir am nächsten Morgen schon früh durch Skagway schlenderten, entdeckten wir das Palace Grand Theatre. Hier wird die Geschichte der Stadt in humorvollen Theaterstücken aufgeführt – das interessierte uns als Western-Fans natürlich sehr. Also beschlossen wir, die Morgenvorstellung zu besuchen.

Die Show handelte von einem berüchtigten Gangster, der in Skagway zur Legende geworden ist: Jefferson Randolph Smith, genannt „Soapy“, war ein amerikanischer Geschäftsmann, Trickbetrüger und Bandit. Berühmt wurde er in Denver, Colorado – durch eine Seifenlotterie: Er verkaufte Seifenstücke, unter denen sich angeblich eines mit einem versteckten 100-Dollar-Schein befand. Natürlich war das reine Abzocke. Als er versuchte, Wahlen zu manipulieren, wurde er aus der Stadt gejagt.

Sein Weg führte ihn schließlich nach Skagway, Alaska. Während die einen in den eisigen Flüssen nach Gold schürften, betrieb Soapy dort ein angebliches Telegrafnamt – die einzige Verbindung zur Außenwelt. Ein Telegramm kostete fünf Dollar. Dumm nur: Das Kabel endete nach ein paar hundert Metern im Schnee. Als das aufflog, kochte die Volksseele.

Doch trotz allem hielten Soapy Smith und seine Revolverhelden die Stadt weiterhin in eiserner Hand. Am 8. Juli 1898 stellte sich ihm schließlich Frank H. Reid, ein Landvermesser, am Kai entgegen. Es kam zur Schießerei: Smith feuerte mit einer Winchester, Reid mit einer Smith & Wesson. Soapy wurde tödlich ins Herz getroffen und starb auf der Stelle. Frank Reid überlebte zunächst, erlag aber zwölf Tage später seinen Verletzungen – eine Kugel hatte ihm die Hüfte zerschmettert.

Na, das war doch genau eine Geschichte nach unserem Geschmack! Beide Männer sind auf dem Friedhof von Skagway begraben. Das Grab von Frank H. Reid ist der Höhepunkt des historischen Friedhofs – eine stille Erinnerung an eine wilde Zeit.

Nach so viel Kultur begaben wir uns zum Bahnhof. Eine Fahrt mit der legendären White Pass & Yukon Railway wollten wir uns nicht entgehen lassen – auch wenn dieses Vergnügen mit stolzen 90 Dollar zu Buche schlug. Kein Alaska- oder Yukon-Urlaub ist komplett ohne eine Tour mit dieser berühmten Bahn, die 1898 während des Klondike-Goldrausches gebaut wurde.

Von Mitte Mai bis Mitte September fährt die Schmalspurbahn zweimal täglich von Skagway hinauf zum White Pass und zurück. Die Strecke verläuft entlang des Ostuferhangs des Skagway River und bietet atemberaubende Ausblicke, je höher sich der Zug in die Berge windet. Während der Fahrt erläutern Reiseführer die wichtigsten Sehenswürdigkeiten.

Leider war es keine alte Dampflokomotive, die unsere Waggons zog. Stattdessen waren zwei moderne Dieselmotoren vorgespannt. Etwa drei Stunden dauerte die Rundfahrt – doch diese Stunden waren ein einzigartiges Erlebnis.

In historischen Waggons ging es gemächlich an den steilen Canyonhängen entlang. Nicht nur eingefleischte Eisenbahnfans, sondern auch diejenigen, die dem Zugfahren längst entwöhnt sind, kamen hier auf ihre Kosten. Über Brücken, vorbei an Wasserfällen, durch enge Täler und mit ständig wechselnden Blicken auf die majestätische Bergwelt – das hatte Klasse.

Oben auf dem Pass angekommen, wurde – falls nötig – die Sitzseite gewechselt. So konnte jeder die Aussicht sowohl von der Tal- als auch von der Bergseite genießen. Für Fotofreunde gab es an jedem Waggon zwei offene Aussichtsplattformen.

Ein besonderer Höhepunkt war die alte Stahlbrücke: ein kühnes Bauwerk, das den Fahrgästen bewundernde Rufe entlockte. Mit ihren

80 Metern Höhe war sie einst die höchste Eisenbahnbrücke der Welt. Seit 1969 wird sie allerdings nicht mehr befahren – die modernen Frachtlasten waren zu schwer für die alte Konstruktion. Heute umfährt man die Brücke in einer weiten Schlaufe über ein moderneres Viadukt. Nach all diesen spannenden und eindrucksvollen Eindrücken hieß es schließlich: Abschied nehmen. Denn am Nachmittag wartete bereits die Fähre – und unser nächstes Abenteuer.



28. Kapitel Traumstraße der Welt

Nachdem wir in Haines eine Nacht verbracht und uns einige Sehenswürdigkeiten angesehen hatten, ging es bei strahlendem Sonnenschein weiter – in Richtung Haines Junction und Tok. Dort nahmen wir uns diesmal ein preiswertes Motel für die Übernachtung. Und dann war es endlich so weit: Wir befuhren den Top of the World Highway. Vor dem Bau des Klondike Highways war dies die einzige Straßenverbindung nach Dawson City. Lange Zeit blieb die Strecke unbefestigt – und auf der alaskanischen Seite ist sie es bis heute. In Kanada wechseln sich Teer und Schotter ab, wobei sich bereits asphaltierte Abschnitte oft wieder in staubige Gravel Roads verwandeln. Die angenehm zu fahrenden Teilstücke liegen meist nahe der Grenze und Richtung Dawson.

Diese Traumstraße ist 127 Kilometer lang – und was sie zu bieten hat, kann man mit Worten kaum erfassen. Spektakuläre Landschaften, wie aus einer anderen Welt, begleiteten unsere einsame Fahrt. Wir hatten schon viele beeindruckende Weiten Kanadas gesehen – doch diese Strecke verschlug uns erneut die Sprache. Die endlose Hochebene, im Westen begrenzt von den mächtigen Wrangel Mountains, war wie aus einer fernen Welt. Die Straße windet sich über die Höhenzüge, immer entlang der Kämme. Der Blick reicht weit – zu beiden Seiten schneebedeckte, schroffe Bergketten, dazwischen dichte Wälder in den Tälern. Auf der anderen Seite sanfte Hügel, fast wie in der nördlichen Prärie. Die Einsamkeit dieser Landschaft war fast körperlich spürbar.

Ergriffen und schweigend fuhren wir dahin – Stunde um Stunde, begleitet von stets neuen, fesselnden Ausblicken.

Am Kluane Lake kam dann das große Naturerlebnis. Gerade waren wir vom Campingplatz gestartet, als Jürgen plötzlich auf die Bremse trat.

«*Ein Bär! Da war ein Bär!*», rief er.

Ich packte sofort meine Kamera und sprang fast wie bei einem Feuerwehreinsatz aus dem Wagen. Und tatsächlich: Auf der anderen Straßenseite, am Rand eines Dickichts, schnüffelte ein Grizzly durchs Gras, offenbar auf Futtersuche.

Ich filmte, musste aber ordentlich heranzoomen – der Abstand betrug gut vierzig Meter. Der Bär nahm keine Notiz von uns. Er stöberte ruhig weiter, trottete schließlich über einen kleinen Bach und verschwand in den Büschen. Das Ganze dauerte keine drei Minuten.

Na ja – besser ein kurzer Film vom echten Bären als gar keiner.

Vor Begeisterung hätte ich ihm gern noch weiter nachgesetzt, um bessere Aufnahmen zu bekommen. Aber ich ließ es lieber bleiben. Schließlich brauchte Jürgen seinen Beifahrer noch.

Nur wenige Anwesen liegen hier oben in dieser Einsamkeit – und dann kommt plötzlich Chicken, ein winziger Ort, den wir fast übersehen hätten. In letzter Sekunde entdeckte ich das Ortsschild, und Jürgen trat voll auf die Bremse. Man hatte uns ja gesagt, dass Chicken sehenswert sei und wir unbedingt anhalten sollten.

Woraus besteht Chicken? Hm. Da wäre zuerst einmal das Post Office – in Deutschland wäre so etwas längst geschlossen worden. Daneben eine Tankstelle, ein Laden mit Schnapsverkauf und natürlich der unvermeidliche Saloon. Viel mehr gibt es nicht. Außer Geschichten und Legenden. Und zwei Klohäuschen im Freien – bei deren Anblick ich mich unwillkürlich fragte, wie die Leute das hier wohl im tiefsten Winter machen. Die 30 Meter dorthin dürften bei minus 30 Grad kein reines Vergnügen sein.

Hier wurde – und wird bis heute – nach Gold gesucht. Als der Ort gegründet wurde, wollte man ihn nach dem Rebhuhn benennen, das hier häufig vorkommt. Da aber niemand wusste, wie man das englische

Wort «Ptarmigan» richtig schreibt, einigte man sich kurzerhand auf Chicken – Huhn. So einfach geht das hier.

Übrigens: Im Winter ist der Highway gesperrt. Dann sind nur noch Schneemobile unterwegs.

Weiter ging's auf dem Taylor Highway. Jetzt wurde die Straße schmaler und kurviger. Sie führte meist entlang kleiner Bäche und Flüsse – genau dort, wo früher nach Gold gegraben wurde. Nach einigen weiteren Meilen erreichten wir die Grenze zum Yukon Territory, bei Little Gold Creek. Diese Grenze ist nur von acht bis acht Uhr geöffnet – also besser nicht nachts ankommen.

Vor uns wartete nur ein Fahrzeug, sodass es zügig voranging. Ein paar Fragen mussten wir beantworten: Ob wir Waffen, Alkohol oder Ähnliches dabei hätten?

Hatten wir nicht – jedenfalls keine Waffen. Der Officer winkte uns durch, ohne zu kontrollieren.

Im Yukon angekommen mussten wir uns erst mal wieder umstellen: Von mph auf km/h, von Meilen auf Kilometer. Auch die Uhr musste um eine Stunde vorgestellt werden – Pacific Standard Time statt Alaska Time.

Dann ging's weiter auf dem Top of the World Highway, der auf den nächsten 105 Kilometern bis Dawson City zu einer breiten, staubigen Schotterpiste wird.

Unterwegs sahen wir eine Limousine, die etwas demoliert im Gebüsch lag. Tja – wer hier nicht aufpasst und ein wenig zu schnell fährt, dem bleibt nicht nur die Sprache weg, sondern auch die Straße.

Die letzten Kilometer führten uns durch eine wildromantische Landschaft auf staubiger Strecke. Soweit das Auge reichte, waren die sanft geschwungenen Hügel mit rot leuchtenden Pflanzen überzogen. Es erinnerte mich stark an die Heidelandschaft in Norddeutschland – nur dass hier eben alles größer, weiter und eindrucksvoller war.

Und dann, nach dieser atemberaubenden Fahrt, lag sie endlich vor uns: Dawson City.

Jetzt nur noch mit der Fähre übersetzen – und wir waren zurück in vertrauter Umgebung.



29. Kapitel Dawson City und zurück nach Whitehorse

Natürlich bezogen wir wieder Quartier im Westminster Hotel – dem wohl originellsten und ältesten Haus der Stadt. Ein Gebäude, das selbst der schlimmste Rabauke nicht ernsthaft beschädigen konnte. Man hatte fast den Eindruck, als hätte schon Jack London hier genächtigt. Die Schranktür im Zimmer musste man mit Vorsicht genießen, und der wackelige Stuhl hielt gerade so mein Gewicht. Das Bett war zwar schön weich, aber so durchgelegen, dass ich fast in V-Form dahin dümmerte. Und anschleichen konnte man sich hier nirgends – jeder Schritt ließ den Dielenboden ächzen und knarren, als wolle er Alarm schlagen.

Doch genau das war es, was wir suchten. Und bei 15 kanadischen Dollar pro Nacht gab's nun wirklich keinen Grund zur Klage.

Wir warfen unsere Ausrüstung auf den Boden – und ich mich aufs Bett, das dabei verdächtig nachgab. Noch ganz benommen von den vielen Eindrücken des Tages, griffen wir erst einmal zur Flasche. Jürgen saß auf dem zweiten Bett und wippte derart auf und ab, dass ich schon befürchtete, er würde samt Gestell im Saloon eine Etage tiefer landen.

Lachend und feixend genossen wir das Ende einer herrlichen Etappe.

Gegen Abend machten wir uns frisch, zogen die noch einigermaßen sauberen Hosen an – und dann ging's hinunter in den Saloon. Bei Live-Musik, Wein, Weib und Gesang ließen wir den Tag gebührend ausklingen.

Über die nächsten beiden Tage gibt es nicht viel zu berichten. Ich filmte und besichtigte nochmals ausgiebig die Stadt, wir stöberten durch ein paar Läden, kauften Souvenirs und fuhren ein wenig in der Gegend herum.

Unseren letzten Abend in Dawson verbrachten wir in Diamond Tooth Gertie's Gambling Hall. Und diesmal ließen wir es ordentlich krachen. Sogar zwei der Tanzgirls mussten laut lachen über unsere Ausgelassenheit. In der Pause plauderten sie mit uns, wollten wissen, woher wir kamen und wohin die Reise ging. Die üblichen Fragen eben. Doch sie meinten auch, uns zuerst für Einheimische gehalten zu haben – wir unterschieden uns wohl deutlich von den typischen Pauschaltouristen. Und das war genau unser Ziel gewesen.

Lange Rede, kurzer Sinn: Der Abend wurde länger als geplant. Irgendwann war Jürgen plötzlich verschwunden, und ich suchte zur späten Stunde unser Hotel – das ich schließlich nach ein paar Umwegen auch fand. Die Weiterfahrt am nächsten Morgen möchte ich hier lieber nicht näher beschreiben ...

Auf dem langen Weg zurück nach Whitehorse machten wir noch einmal Station auf dem Campingplatz bei Carmacks. Wir hatten es nicht eilig – mussten die Strecke ja nicht in einem Rutsch durchfahren. Und was für eine Überraschung: Dort trafen wir ein älteres deutsches Ehepaar, das mit dem Wohnmobil unterwegs war. Auch sie machten in Carmacks Halt. Die Freude war groß, es gab viel zu erzählen – und der Abend wurde, wie so oft, feucht-fröhlich.

Dann kam Jürgen auf die Idee, seine mittlerweile zerschlissene Hose zu verabschieden. Sie bekam eine Feuerbestattung. Die ausgelatschten Trekking-Schuhe gleich dazu. Damit wir die alten Lappen nicht wieder mit nach Deutschland schleppen mussten, entzündete er ein kleines Feuer. Mit gespielt traurigen Mienen standen wir drum herum und gaben der Kleidung das letzte Geleit.

Nach diesem symbolischen Akt verabschiedeten wir uns herzlich von dem Ehepaar – und weiter ging's nach Whitehorse. Dort angekommen, statteten wir Jessika und Mike noch einen letzten Besuch ab.



30. Kapitel Auf der Gastranch und die letzten Tage in Kanada

Natürlich besuchten wir zuvor noch unsere Freunde Brigitte und Manfred auf ihrer Gast-Ranch. Ein paar letzte Tage zum Ausspannen, Faulenzen und einfach mal Nichtstun – bis es wieder zurück nach Deutschland ging.

Dieser letzte Abenteuer-Urlaub in Kanada war gleichzeitig auch unser teuerster. Nicht nur der Leihwagen im Yukon hatte ordentlich ins Geld gegriffen und meine letzten Reiseschecks verschlungen. Auch Alaska selbst war ein teures Pflaster. Die Bahnfahrt, die Überfahrt mit der Autofähre und all die kleinen Dinge, die wir uns gönnten, strapazierten unsere Reisekasse erheblich.

Und dann kam auch noch das Ding mit dem verspäteten Abflug. Wir saßen am letzten Abend bei unseren Freunden auf der Veranda und genossen ein kühles Bier, als Manfred plötzlich in unseren Tickets blätterte und meinte:

«Sagt mal, stimmt das mit eurem Abflug? Hier steht der 14. September. Heute ist aber schon der Fünfzehnte.»

Wir starrten ihn an, verdattert. Ich schnappte mir das Ticket – und es stimmte. Wir hätten gestern fliegen müssen!

Oh Schreck. Herzklopfen. Einen Moment lang Stille.

Ich: *«Sch... Was machen wir jetzt?»*

Manfred, ganz ruhig: *«Jooo, dann müsst ihr eben den nächsten Flug nehmen. Kostet halt extra.»*

Na klasse! Meine Kohle war sowieso schon alle, und ich lebte nur noch auf Jürgens Kreditkarte. Jetzt auch das noch. Ich fluchte leise vor mich hin.

Jürgen grinste nur breit und sagte: «*Naja, das kriegen wir auch noch hin. Gut, dass ich wenigstens 'ne Visa-Karte dabeihabe.*»

Ja, das war wirklich gut. Sonst hätten wir dortbleiben und uns sesshaft machen müssen – und jemand hätte uns aus Deutschland auslösen dürfen.

Am nächsten Tag packten wir also unsere Sachen, verstaute alles im Auto und machten uns auf den Weg nach Williams Lake, um von dort noch einen Flug in die Heimat zu erwischen. Leihwagen abgeben, Taxi zum Flughafen.

Der gute Mann am Schalter guckte zwar ein wenig erstaunt, grinste dann aber und meinte beruhigend: «*Es geht heute noch ein Flug – aber erst spät am Nachmittag.*»

Und wir hatten gerade mal kurz vor Mittag.

Also lungerten wir den halben Tag auf dem kleinen, ziemlich uninteressanten Flughafen herum – was unsere Laune nicht gerade besserte.

Aber was soll's? Hauptsache, wir kamen wieder nach Hause. Auch wenn es noch einmal 100 Dollar extra pro Nase kostete.

Na, und so endete alles doch noch gut.

Müde, unrasiert und mit ordentlich Jetlag landeten wir in Frankfurt.

Für mich persönlich war dieser Urlaub das größte Erlebnis meines Lebens. Ich werde ihn nie vergessen.

Das Land. Die Menschen. Die einzigartige Natur und Wildnis – sie werden mich immer in ihren Bann ziehen. Kanada ist und bleibt für mich ein Traumland.



31. Kapitel Epilog

Wenn ich heute an diese Reise zurückdenke, dann geschieht das mit mehr als einem Schmunzeln. Natürlich erinnere ich mich bei unserer letzten Reise an die kleinen Pannen – den verpassten Flug, das schmale Reisebudget, die langen Stunden auf einem Provinzflughafen. Aber all das gehört dazu. Es sind gerade diese unbequemen, ungeplanten Momente, die im Nachhinein zu den farbigsten Erinnerungen werden. Viel mehr aber denke ich an das, was uns wirklich tief beeindruckt hat: Mit den Pferden in den Coast Mountains unterwegs.

Die schier endlose Weite des Nordens. Das Licht über den Bergen, das sich jeden Tag ein wenig anders anfühlte. Die klare Luft, die man mit jedem Atemzug wie ein Versprechen in sich aufnahm. Die Kanutouren, die manchmal nicht ungefährlich waren. Die Menschen – herzlich, hilfsbereit, oft wortkarg, aber mit einem offenen Blick, der mehr sagte als viele Worte.

Ich erinnere mich an die Abende mit Jürgen, wenn wir still nebeneinander saßen, ein Bier in der Hand, den Blick in die Ferne gerichtet. Kein Lärm, kein Termindruck – nur Wind, Wald und Wildnis. Man spricht nicht viel in solchen Momenten. Man hört einfach zu. Dem Land, dem Wind, dem eigenen Herzschlag.

Und ich erinnere mich an die Gastfreundschaft, die wir erlebt haben. Freunde, bei denen wir nicht nur willkommen waren, sondern aufgenommen wurden wie alte Bekannte. Menschen, mit denen man nach wenigen Stunden das Gefühl hatte, sie schon ewig zu kennen.

Kanada hat uns nicht nur ein Reiseziel geschenkt, sondern eine Erfahrung, die tiefer ging. Eine Erfahrung, die mich geerdet hat – und mir wieder bewusst gemacht hat, wie wenig man eigentlich braucht, um reich zu sein.

Ein Stück dieses Landes ist in mir geblieben.

In jeder Geschichte, die ich seither erzähle. In jedem Bild, das ich mir zurückhole. In jedem leisen Moment, wenn ich mir wünsche, noch einmal dort draußen zu sein – auf einem endlosen Highway, mit staubiger Straße unter den Reifen und der Wildnis im Blick.

Und wer weiß? Vielleicht schlägt es mich eines Tages noch einmal dorthin.

Mit mehr Zeit, vielleicht mit einem besseren Kalender – aber mit dem gleichen Staunen im Herzen.

Denn Kanada war für mich nie einfach nur ein Reiseziel.

Es war – und ist – ein Teil meines Lebens.

Ralph Pape

Nachwort / Persönlicher Hinweis:

Wer noch tiefer eintauchen möchte in die Atmosphäre des kanadischen Nordens, dem empfehle ich meinen Roman „Abrechnung im Yukon“. Die Geschichte spielt vor dem Hintergrund des Goldrausches am Klondike und verbindet spannende Handlung mit sorgfältig recherchierten historischen Details. Auch wenn es eine fiktive Erzählung ist – vieles darin basiert auf wahren Begebenheiten und persönlichen Eindrücken. Die raue Wildnis, die Entbehrungen der Goldsucher, die Hoffnungen und Konflikte jener Zeit: All das spiegelt sich im Roman wider.



32. Kapitel Wissenswertes über das Yukon Territory

Lage und Landschaft

Das Yukon Territory liegt im äußersten Nordwesten Kanadas. Es grenzt im Süden an British Columbia, im Westen an Alaska, im Osten an die Northwest Territories und im Norden an die Beaufort Sea im Arktischen Ozean.

Seinen Namen verdankt das Gebiet dem Wort der Loucheux-Indianer «Yu-kun-ah», was so viel bedeutet wie «großer Fluss». Gemeint ist damit der mächtige Yukon River, der sich durch nahezu das gesamte Territorium zieht.

Geografisch handelt es sich beim Yukon um ein subarktisches Hochplateau, das fast vollständig von Gebirgen durchzogen ist – darunter Ausläufer der Rocky Mountains. Das zentrale Yukon-Hochland liegt durchschnittlich 1.200 Meter über dem Meeresspiegel. Im Südwesten ragen die imposanten St. Elias Mountains und die Coast Mountains auf. Hier befindet sich auch der Mount Logan – mit 5.959 Metern der höchste Berg Kanadas.

Natur und Wildnis

Die unberührte Wildnis des Yukon zieht Besucher aus aller Welt an. Zahllose Berge, endlose Wälder, klare Seen und gewaltige Flüsse bieten ideale Voraussetzungen für Outdoor-Aktivitäten: Wandern, Camping, Angeln, Kanufahren, Klettern und Wildtierbeobachtung.

Der Yukon ist die Heimat von etwa einem Viertel der gesamten kanadischen Grizzlybären-Population und beherbergt eines der

größten nicht-polaren Eisfelder der Erde. Besonders beliebt bei Naturliebhabern sind der Kluane National Park, der Chilkoot Trail und abgelegene Wildnisrouten, die heute wie damals echte Pionierarbeit verlangen.

Kultur, Geschichte und Goldrausch

Der Yukon blickt auf eine reiche Geschichte zurück – geprägt durch die Kulturen der First Nations und die weltberühmte Zeit des Klondike-Goldrauschs um 1896 bis 1899.

Noch heute kann man in Dawson City das Flair dieser Epoche spüren, alte Goldgräberhütten besuchen – darunter auch die originale Blockhütte des bekannten Schriftstellers Jack London – und sich selbst im Goldwaschen versuchen, etwa am historischen «Free Claim 6».

Fakten im Überblick

- Hauptstadt: Whitehorse
- Fläche: 482.443 km²
- Einwohner (Stand 2011): ca. 33.900
- Zeitzone: Pacific Standard Time (UTC -8)

Der Yukon River – Lebensader des Nordens

Der Yukon River gilt als eine der bedeutendsten Wasserstraßen Nordamerikas – historisch wie geographisch. Er durchquert auf seinem Weg von Kanada nach Alaska das gesamte Territorium und mündet schließlich in die Beringsee.

Mit einer Gesamtlänge von rund 3.185 Kilometern, gemessen ab dem Ursprung des Nisutlin River in den Pelly Mountains, zählt er zu den fünf längsten Flüssen Nordamerikas. Offiziell beginnt der Yukon als Abfluss des Llewellyn-Gletschers, der Teil des Juneau Icefields ist, im

südlichen Teil des Atlin Lake. Alternativ gelten auch der Marsh Lake oder der Tagish Lake als Quellgebiet, da sie durch Gletscherbäche gespeist und miteinander verbunden sind.

Unweit von Whitehorse durchbricht der Fluss den Miles Canyon, dessen steile Basaltwände früher ein gefährliches Hindernis für Goldsucher darstellten. Heute wird der Fluss dort im Schwatka Lake aufgestaut, wodurch der Wasserspiegel im Canyon um etwa sechs Meter gestiegen ist.

Der Yukon war einst Hauptverkehrsweg für die Glücksritter des Nordens – ein Strom voller Hoffnung, Strapazen und Legenden.

Yukon im Winter – das stille Abenteuer

Das Yukon Territory kann ganzjährig bereist werden – und der Winter hat seinen ganz besonderen Reiz. In klaren Nächten tanzen die geheimnisvollen Nordlichter über den Himmel und tauchen die weite Landschaft in ein surreales Licht. Sie waren seit jeher Quelle von Mythen und Legenden.

Die verschneite Wildnis bietet ideale Bedingungen für Hundeschlittenfahrten, Langlauf, Schneeschuhwanderungen und Touren mit dem Snowmobile. Besonders eindrucksvoll ist es, auf den alten Routen der Goldsucher durch die weiße Weite zu ziehen – ein Wintererlebnis fernab jeder Zivilisation.

Fazit:

Wer den Yukon einmal erlebt hat, trägt ihn für immer im Herzen. Diese raue, ursprüngliche Landschaft – ihre Stille, ihre Weite, ihre Geschichte – lässt niemanden unberührt. Ob im Sommer auf dem Fluss oder im Winter unter den Nordlichtern: Das Yukon Territory ist ein Land für Träumer, Entdecker und stille Genießer.

Ein Zauber, der viele Menschen hier her zieht und sie nicht loslässt, wenn sie einmal hier waren.

Wer einmal von den Wassern des Yukons getrunken hat, der will
immer wieder trinken.



33. Kapitel Verhalten in der Wildnis

Immer wieder werde ich gefragt, was wir getan hätten, wäre uns in der Wildnis etwas zugestoßen.

Was wir tun würden, lässt sich im Voraus schwer sagen. Als wir unsere erste Reise nach Kanada planten – und schon genau wussten, was auf uns zukommt – haben wir uns selbstverständlich intensiv darauf vorbereitet. Schließlich waren wir keine Anfänger in Sachen Outdoor, Kanu-Touren und Wandern. Doch in der kanadischen Wildnis ist alles ein wenig anders als bei uns in Deutschland.

Wenn man sich im Schwarzwald oder auf der Mecklenburgischen Seenplatte das Bein bricht, ist der nächste Arzt oder das Krankenhaus meist schnell erreichbar. In Kanada sieht das ganz anders aus.

Die endlosen Weiten der Wildnis – besonders im hohen Norden – erfordern ein gewisses Maß an Pragmatismus und vor allem eines: keine Angst vor dem Unbekannten. Man darf nicht dauernd daran denken, was passieren könnte oder was schiefgehen würde.

Vor unseren Reisen haben wir uns gründlich über die Gebiete informiert, Bücher gewälzt und alle Eventualitäten durchdacht.

Mit dem Kanu auf einem unbekannten Fluss wie dem Yukon zu paddeln – der immerhin noch zu den ruhigeren Gewässern zählt – ist etwas ganz anderes als auf der Lahn, der Werra oder auf den heimischen Seen zu schippern. Selbst im Sommer sind Flüsse und Seen im Norden eiskalt. Wenn man kentert, muss man so schnell wie möglich ans Ufer kommen. Meistens ist dann die Ausrüstung – wenn sie nicht gut verzurrt ist – den Bach runter.

Und Telefone gibt es in der Wildnis nicht. Deshalb gilt immer: Alles, was man dabei hat, muss im Boot sicher festgezurrt sein, damit nichts verloren geht. Geht man unfreiwillig baden, heißt es Feuer machen,

trockene Kleidung anziehen und die Situation ordnen. Aus diesem Grund ist die Ausrüstung in wasserdichten Tonnen verpackt.

Bei mir als Leichtgewicht wäre die Kälte sofort bis auf die Knochen durchgeschlagen, während mein Freund mit seinen 90 Kilogramm genug Isolierung hat. Der badet sogar dann noch, wenn ich schon mehrere dicke Jacken trage. Hätte er sich etwas gebrochen, hätte ich ihn nie weit schleppen können. Das heißt: Ich müsste allein losziehen und Hilfe holen, während er tatenlos zurückbleiben müsste.

Deshalb ist es extrem wichtig, vor einer Tour immer genau zu hinterlassen, wohin man fährt und welche Tour man nimmt. Sei es bei einer Polizeistation, einem Ausrüster oder einer vertrauten Person.

Man darf allerdings nicht erwarten, dass bei Überfälligkeit sofort eine Suchaktion gestartet wird. Meistens dauert es drei Tage, bis man damit rechnen kann. Unterwegs können Wetter, Wasserstände oder andere Faktoren ein Weiterkommen verhindern – deshalb hat man in der Wildnis nicht die Eile, wie man sie aus der Zivilisation kennt.



34. Kapitel Verhalten gegenüber Bären und anderen Wildtieren

Dann ist da noch das Thema Bären und andere Wildtiere. Campen in der Wildnis setzt voraus, dass man seinen Lagerplatz sauber hält. Die Feuerstelle und die „Küche“ sollten schon etwa 30 bis 40 Meter von den Zelten entfernt sein. Abfälle müssen vergraben oder am besten gleich verbrannt werden. Und auf gar keinen Fall sollte man auf die Idee kommen, mit einer Hose ins Zelt zu kriechen, an der man kurz zuvor noch sein Messer abgewischt hat — mit dem man die leckeren Steaks zerteilt oder eine Fischdose geöffnet hat. Das wäre eine Einladung für jeden hungrigen Bären, und die riechen gutes Futter mehrere Kilometer weit.

In vielen Büchern heißt es, man solle seine Proviant-Kiste oder den Sack mit einem Seil in die Bäume ziehen, damit Bären und anderes Getier nicht herankommen. Das haben wir auch gemacht, aber eher, um es mal zu filmen und den Leuten zu zeigen, wie das geht. Ansonsten waren wir zu faul, diese Prozedur nach jedem Essen durchzuführen. Unsere Alukiste wurde einfach gut verschlossen — und das war's.

Übrigens: Im Norden Kanadas sind vor allem Grizzlies unterwegs, während in den südlicheren Gebieten eher Schwarzbären die Mehrheit stellen. Und die sind gute Kletterer. Also auf einen Baum zu flüchten, wenn Meister Petz einem einen Besuch abstattet, ist keine kluge Idee. Der ist schneller oben als man denkt. Man sagt, man solle sich so groß wie möglich machen und forsch auftreten.

Naja, ob man in so einer Situation noch forsch ist?

Wie gesagt, so eine Situation lässt sich vorher kaum beurteilen. Wie man reagiert, zeigt sich erst, wenn es so weit ist.

Wir hatten kein Bärenspray oder andere Abwehrmittel dabei. Außer unseren Bowie-Messern hatten wir keine Waffen. Am besten ist es, wenn man einem Bären begegnet, sich langsam rückwärts bewegt und ihm aus dem Weg geht — aber dabei möglichst nicht stolpert. Das könnte den Meister dazu animieren, mit Ihnen zu spielen. Weglaufen kann man sowieso nicht. Meister Petz ist so schnell wie ein Pferd im Galopp.

Und falls es doch passiert, dass man dem Bären auf die Tatzen tritt: Dann soll man sich am besten auf den Boden werfen, den Kopf mit den Händen schützen und „toter Mann“ spielen. Meistens lassen diese Gesellen dann von einem ab.

Viel Glück dabei!

Laut sein ist Überlebensstrategie – und Respekt das A und O

Wenn man trotzdem in ein Gebiet kommt, von dem bekannt ist, dass sich dort viele Bären tummeln, ist es angebracht, eine Trillerpfeife dabei zu haben. Nicht, um eine Melodie zu trällern, sondern als Abwehrmaßnahme. Bären mögen diese hohen Töne überhaupt nicht. Auch sollte man sich in Kanadas Wildnis möglichst laut und auffällig bewegen – im Gegensatz zu unseren heimischen Wäldern, wo man eher schleicht, um überhaupt mal ein Tier zu Gesicht zu bekommen.

Wir jedenfalls hatten bei unseren Wildnistouren nie Probleme mit wilden Tieren. Und nach den ersten Tagen im Busch hatten wir uns auch an die seltsamen und verdächtigen Geräusche gewöhnt. Wenn irgendwo ein dicker Ast vom Baum kracht, hört man das meilenweit – in dieser Stille ein echtes Ereignis.

Viele glauben, dass einem in Kanada ständig Bären, Wölfe oder Elche über den Weg laufen. Dem ist nicht so. Die Gebiete sind so riesig, dass sich diese Tiere selten zeigen. Wer in eine prekäre Lage kommt, hat das meistens selbst verschuldet – sei es durch Leichtsinnsinn oder durch

Überschätzung der eigenen Fähigkeiten. Man muss Respekt mitbringen. Respekt vor der Natur, vor dem Wetter, das schnell umschlagen kann, und vor der Tatsache, dass man in der Wildnis nur ein geduldeter Gast ist.

Die richtige Kleidung ist genauso wichtig wie die sonstige Ausrüstung – je nachdem, was man vorhat. Wer Mitte Oktober den Indian Summer erleben will, muss auch mit den ersten Schneeschauern rechnen. Uns passierte das Anfang September im Yukon. Wir wachten morgens im Zelt auf – und über Nacht war das Thermometer auf minus zehn Grad gefallen. Das Wasser im Kanister war gefroren. Wir mussten erst einmal Eis auftauen, bevor wir unseren Kaffee genießen konnten.

Doch genau das macht ein Abenteuer in Kanada aus: Man weiß nie, was der nächste Tag bringt. Und gerade darum hat es mich und meinen Freund immer wieder in dieses faszinierende Land gezogen. Dort kann man sie noch erleben – die ursprüngliche, grenzenlose Wildnis. Die echte Freiheit.

So etwas nennt man wohl den «Kanada-Virus».

P. S. Wir sind in Kanada auf keinem Fluss und auf keinem See jemals gekentert – auch nicht bei starkem Wind und hohem Wellengang. Das ist uns erst passiert, als wir im Sommer auf dem nordhessischen Edersee herumalberten. Da war die Natur wohl beleidigt, dass wir sie auf die leichte Schulter genommen hatten.

Wenn man sieht, wie manche mit Turnschuhen und einer Strickjacke in den Busch wollen, fragt man sich manchmal, ob sie glauben, sie gehen in einen gepflegten Stadtpark. Kanadas Wildnis ist kein Abenteuerspielplatz – es ist echt. Und genau das macht es so besonders.

ENDE